Der Graf von Moret.

Historischer Roman

von

Alexander Dumas.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1866.

I.

Wie Cardinal Richelieu eine Comödie spielt, ohne die Hilfe seiner Mitarbeiter dazu in Anspruch zu nehmen.

Die beiden Prinzen hatten erst wenige Augenblicke gewartet; übrigens war die Ueberhäufung des Cardinals mit Geschäften eine so bekannte Thatsache, daß sie nicht im Geringsten verletzt worden wären, hätten sie auch selbst länger warten müssen. Obwohl der Cardinal noch nicht auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, wurde er schon damals als Premierminister des Reiches angesehen; doch muß bemerkt werden, daß er in Fragen des Krieges noch immer mit einigem Erfolge von den beiden Königinnen und einer Art Staatsrath bekämpft wurde, den man im Luxembourg abhielt, und dem Cardinal Bérulle präsidirte; so daß die von dem Cardinal gefaßten Beschlüsse vom Könige manchmal gutgeheißen, manchmal verworfen wurden, je nach der Laune Ludwigs XIII. und wie entweder die Königin-Mutter oder Richelieu selbst einen größeren augenblicklichen Einfluß auf ihn übten.

Die große Angelegenheit, welche innerhalb zweier Tage entschieden werden sollte, war nicht der Krieg mit Italien, denn den hatte man bereits beschlossen, sondern die Wahl des Mannes, dem der Oberbefehl übertragen werden sollte.

Von dieser wichtigen Frage wollte der Cardinal mit den beiden Prinzen sprechen, die er zu sich geladen hatte, und

denen er Missionen in dem bevorstehenden Feldzuge zudachte; doch waren durch das Gespräch mit Isabella von Lautrec, an welchem Mädchen er ein fast väterliches Interesse nahm, seine Absichten in Bezug auf den Grafen von Moret einigermaßen geändert worden.

Es war das erste Mal seit der Hinrichtung seines Vetters Bouteville, daß der Herzog von Montmorency mit dem Cardinal zusammenkam; doch wir haben bereits gesehen, daß der Herzog von Montmorency den ersten Schritt zur Versöhnung machte, indem er in der Soirée bei der Prinzeß von Gonzaga sich der Frau von Combalet näherte, um sie zu begrüßen, welche wichtige Thatsache diese sogleich ihrem Onkel berichtete.

Der Cardinal war zu sehr Politiker, um nicht zu begreifen, daß dieser der Nichte dargebrachte Gruß eigentlich an ihn gerichtet war und die Friedensunterhandlungen eröffnen sollte.

Mit dem Grafen Moret war es anders. Der junge Mann flößte durch seine Offenheit, seinen französischen Charakter, der von den spanischen und italienischen Charakteren des Hofes so vortheilhaft abstach, durch seinen bekannten Muth, von dem er, obwohl erst 22 Jahre alt, schon zahlreiche Proben abgelegt hatte, dem Cardinal ein wirkliches Interesse ein; ihm lag aber noch außerdem daran, ihn zu schonen, zu beschützen, ihm zu seinem Glücke behilflich zu sein; — denn er war der einzige Sohn Heinrichs IV., der sich noch nicht offen gegen ihn verschworen hatte.

Der Graf von Moret war gegen die beiden Vendôme, die der Cardinal wegen ihrer Verschwörung gegen ihn gefangen hielt, ein Gegengewicht, wenn er frei und geehrt war, ein höheres Commando in dem Heere hatte, und Frankreich diente, welches in seiner Politik durch Richelieu vertreten wurde.

Andererseits dachte Richelieu, es sei hohe Zeit, den jun-

gen Mann auf dem Abhange des Hoflebens aufzuhalten, ihn aus der Mitte der Cabalen der Königinnen und aus den Netzen zu reißen, mit denen die Fargis und die Chevreuse ihn zu umstricken begannen, und aus denen er sich nach einiger Zeit selbst bei dem besten Willen nicht würde losmachen können.

Der Cardinal reichte seine Hand dem Herzog von Montmorency, der sie freundschaftlich drückte, aber er erlaubte sich diese Vertraulichkeit nicht dem Grafen von Moret gegenüber, der von königlichem Geblüte war, und vor dem er sich achtungsvoll verbeugte, wie er es vor Monsieur gethan hätte.

„Herr Herzog," begann der Cardinal, „als es sich um den Krieg gegen La Rochelle handelte, einen Seekrieg, den ich nach meinem eigenen Sinne zu führen gedachte, kaufte ich Euch Euren Admiralstitel ab und bezahlte dafür den Preis, den Ihr begehrtet; heute handelt es sich darum, Euch mehr, als ich Euch genommen habe, nicht etwa wieder zu verkaufen, sondern zu schenken."

„Glauben Ew. Eminenz," sagte der Herzog mit liebenswürdigem Lächeln, „daß man mir, sobald von Eurem Dienste und dem Wohle Frankreichs die Rede ist, Versprechungen machen muß, um sich meiner Ergebenheit zu versichern?"

„Nein, Herr Herzog; ich weiß, daß Niemand mit seinem kostbaren Blute verschwenderischer umgeht, als Ihr, und weil ich Euren Muth und Eure Biederkeit kenne, will ich mich Euch gegenüber deutlich erklären."

Montmorency verbeugte sich.

„Als Euer Vater starb, bekleidete er eine Charge, welche Ihr, obwohl Ihr Erbe seines Vermögens und seiner Titel waret, Eurer Jugend wegen dennoch nicht erben konntet; — es war dies der Rang eines Connetable von Frankreich. Das Lilienschwert wird, wie Ihr wisset, nicht der Hand eines Kindes anvertraut. Ein starker Arm war übri-

gens bereit, danach zu greifen und es mit Ehren zu führen, der des Seigneur von Lesdiguières. Er wurde Connetable, doch ließ er im Alter von fünfundachtzig Jahren das Schwert fallen. Seit dieser Zeit strebt sein Schwiegersohn, der Marschall von Créquy, danach, ihn zu ersetzen, aber das Schwert des Connetable ist kein bunter Lappen, der einem durch eine Frau an die Achsel geheftet wird. Der Marschall hatte Gelegenheit, dieses Schwert zu erlangen, wenn er zu dem Gelingen der Expedition des Herzogs von Nevers beigetragen hätte, anstatt sie scheitern zu machen, indem er sich für die Königin-Mutter, d. h. gegen Frankreich und mich, entschied. Er hat dadurch auf die Connetablewürde verzichtet, und wird sie auch, so lange ich lebe, nicht erlangen."

Der Herzog von Montmorency athmete bei dieser Mittheilung befriedigt auf, was dem Cardinal nicht entging, welcher fortfuhr:

„Das Vertrauen, welches ich in den Marschall von Créquy gesetzt hatte, übertrage ich auf Euch, mein Prinz; Eure Verwandtschaft mit der Königin-Mutter wird Eure Liebe zu Frankreich sicherlich nicht beeinträchtigen, denn bedenket wohl: der gute oder schlechte Ausgang des bevorstehenden Krieges mit Italien ist die Größe oder die Erniedrigung Frankreichs."

Der Graf von Moret lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Cardinals.

„Ihr thut wohl daran, Monseigneur," sagte der Cardinal zu ihm, „auf das zu hören, was ich sage, denn Keiner hat mehr Ursache, als Ihr, dieses Frankreich zu lieben, für welches Euer erhabener Vater Alles, selbst sein Leben, hingegeben hat."

Da er sah, daß der Herzog von Montmorency mit Ungeduld auf das Ende seiner Rede wartete, sagte er:

„Ich bin nun mit wenigen Worten zu Ende, und

werde diese mit derselben Offenheit sprechen, mit der ich das ganze Gespräch geführt habe. Wenn ich, wie ich hoffe, mit der Leitung dieses Feldzuges betraut werden sollte, so werdet Ihr das erste Commando erhalten, und im Fall Ihr dann nach der Einnahme Casale's der Erste in der Stadt seid, werdet Ihr hinter den Thoren derselben das Lilienschwert finden, das auf diese Art zum dritten Male in Eure Familie zurückkehrt. Ueberleget nun, Herr Herzog, und wenn Euch Andere mehr zu bieten im Stande sind, so werde ich es Euch nicht verübeln, wenn Ihr Eure Dienste diesen Anderen widmet, da ich Euch die volle Freiheit dazu lasse."

„Eure Hand, Monseigneur," sagte Montmorency.

Der Cardinal reichte ihm die Hand.

„Im Namen Frankreichs," sagte der Herzog, „bin ich hiermit der Eurige, und erkläre mich bereit, Euer Eminenz in allen Fällen zu gehorchen, ausgenommen, wo die Ehre meiner Familie compromittirt werden könnte."

„Ich bin kein Prinz," sagte der Cardinal mit Würde, „aber ich bin Edelmann und werde niemals einem Montmorency etwas gebieten, worüber er zu erröthen hätte."

„Und wann müßte ich bereit sein, Monseigneur?"

„So bald als möglich, Herr Herzog. Immer vorausgesetzt, daß die Leitung des Feldzuges mir übertragen wird, hoffe ich im Anfange des nächsten Monats die Operationen zu beginnen."

„Dann ist in der That keine Zeit zu verlieren; ich reise noch heute Abend in mein Gouvernement ab, und werde am 10. Jänner in Lyon mit hundert Edelleuten und fünfhundert Reitern Eurer Befehle gewärtig sein."

„Es ist aber auch der Fall zu bedenken," sagte der Cardinal, „daß ein Anderer als ich die Oberleitung erhält; dürfte ich Euch fragen, was Ihr unter solchen Umständen zu thun gesonnen seid?"

„Da mir außer Euch Keiner im Reiche der Stelle eines

Obercommandanten würdig scheint, werde ich auch Niemand gehorchen, als Sr. Majestät Ludwig XIII. und Euch, Herr Cardinal."

„So reiset denn, mein Prinz; Ihr wißt, wo das Connetableschwert Eurer wartet."

„Darf ich meinen jungen Freund, den Grafen Moret, mit mir nehmen?"

„Nein, Herr Herzog; ich habe mit dem Herrn Grafen von Moret ganz besondere Pläne, und will auch ihn mit einer wichtigen Mission betrauen; wenn er sie zurückweist, wird es ihm freistehen, zu Euch zu stoßen. Gebet ihm blos einen Diener zur Seite, auf den er sich wie auf sich selbst verlassen kann, da die Aufgabe, welche er von mir erhält, Muth von seiner Seite und unbedingte Ergebenheit von Seite seiner Begleiter erheischt."

Der Herzog und der Graf wechselten einige Worte miteinander, von welchem Gespräche der Cardinal nur die Worte des Grafen verstand.

„Lasset Galaor bei mir zurück, Herr Herzog."

Freude im Herzen und auf dem Antlitze, ergriff der Herzog nochmals die Hand des Cardinals zum Abschiede, drückte sie herzlich und verließ das Gemach.

Der Cardinal näherte sich nun dem Grafen von Moret und blickte ihn mit achtungsvoller Zärtlichkeit an.

„Herr Graf," sagte er, „staunet nicht über das Interesse, welches ich Euch entgegenbringe, ein Interesse, zu welchem mich sowohl meine Stellung, als mein Alter, welches das Eurige zweimal in sich schließt, berechtigen — aber unter allen Söhnen Heinrichs IV. ist keiner so sehr das Abbild seines Vaters, Herr Graf, wie Ihr, und wer Heinrich IV. liebte, der muß auch Euch lieben."

Der junge Mann stand dem Cardinal Richelieu zum ersten Male gegenüber; zum ersten Male hörte er den Ton seiner Stimme, und im voraus gegen den Cardinal einge-

nommen, erstaunte er nicht wenig, daß dieses strenge Gesicht sich glätten, daß diese gebieterische Stimme sich sänftigen konnte.

„Monseigneur," antwortete er lächelnd, aber ohne eine tiefe Bewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, unterdrücken zu können, „Ew. Eminenz sind sehr gütig, daß sie sich mit einem jungen Narren beschäftigen, der bis jetzt seine Zeit nur dazu angewandt hat, sich so gut als möglich zu unterhalten, und der, wenn sich Jemand die Muße genommen hätte, ihn zu fragen, wozu er eigentlich auf der Welt sei, diese Frage nicht zu beantworten gewußt hätte."

„Ein wahrer Sohn Heinrichs IV. ist zu allem Edlen, Großen, Erhabenen auf der Welt, denn der Muth und die Intelligenz muß ihm im Blute liegen, und deshalb will ich Euch keinen falschen Weg einschlagen lassen und Euch den Gefahren entrücken, denen Ihr Euch aussetzet."

„Ich, Monseigneur?" rief der junge Mann ein wenig erstaunt; „auf welchem falschen Wege befinde ich mich denn? Und welches sind die Gefahren, die mir drohen?"

„Gewähret mir einige Minuten Eure Aufmerksamkeit und höret mich ernstlich an."

„Ich werde Euch nicht nur ernstlich, sondern auch achtungsvoll anhören, Monseigneur."

„Ihr seid in den letzten Tagen des Novembers, wenn ich nicht irre, am 28., in Paris angekommen."

„Es war in der That am 28., Monseigneur."

„Ihr überbrachtet aus Mailand und Piemont Briefe für die Königin, die Königin-Mutter und Monsieur."

Der Graf blickte mit Erstaunen auf den ihm allwissend scheinenden Cardinal, zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber sagte er unter dem Einflusse, welchen geniale Männer stets auf ihre Umgebung ausüben:

„Ja, Monseigneur."

„Da aber die beiden Königinnen, wie auch Monsieur,

dem König entgegengereist waren, mußtet Ihr acht Tage in Paris warten, ehe Ihr vorgestellt werden konntet. Um in diesen acht Tagen nicht müßig zu sein, machtet Ihr der Schwester Marions de Lorme, der Frau von Montagne, den Hof. Jung, schön, reich, ein Königssohn, hattet Ihr begreiflicherweise nicht lange zu schmachten; am Tage, nachdem Ihr vorgestellt worden waret, durftet Ihr Euch schon für den erklärten Geliebten halten."

„Nennet Ihr das einen falschen Weg einschlagen, und mich Gefahren aussetzen, Herr Cardinal?" fragte der junge Mann, erstaunt darüber, daß ein Mann von der Bedeutung Richelieu's sich herablasse, solche Details zu erörtern.

„Nein, mein Prinz, nicht in der Liebe zu der Schwester einer Courtisane liegt die Gefahr für Euch, von der ich sprach; obzwar Ihr bemerken konntet, daß auch diese nicht ganz ohne Gefahr ablief. Dieser Narr von Pisani glaubte, daß Ihr Frau von Maugiron den Hof machtet, und wollte Euch in seiner Eifersucht ermorden lassen. Glücklicherweise traf er auf einen Klopffechter, der ein ehrlicherer Kerl war, als er selbst, und der, treu dem Andenken des großen Königs, sich weigerte, Hand an dessen Sohn zu legen. Der arme Tropf wurde übrigens ein Opfer seiner Treue, und Ihr selbst sahet ihn, fast auf den Tod verwundet, wie er eben seine Beichte einem Kapuziner ablegte."

„Darf ich fragen, Monseigneur," sagte der Graf, in der Hoffnung den Cardinal in Verlegenheit zu bringen, „an welchem Tage und an welchem Orte ich den Verwundeten sah?"

„Es war am 5. December, gegen sechs Uhr Abends, in dem Gasthause „zum gefärbten Barte", in dem Augenblicke, wo Ihr als baskischer Junker verkleidet eben die als Catalonierin maskirte Frau von Fargis verlassen hattet, die gekommen war, um Euch anzukündigen, daß Maria von Medicis, Anna von Oesterreich, und Gaston von Orleans

Euch im Louvre zwischen eilf Uhr und Mitternacht erwarten würden."

„Meiner Treu, Herr Cardinal, jetzt ergebe ich mich und bekenne, daß Eure Polizei eine vortreffliche ist."

„Glaubt Ihr, Herr Graf, daß ich meinetwegen, und aus Furcht vor dem Bösen, das Ihr mir etwa zufügen könntet, so genaue Erkundigungen über Euch habe einziehen lassen?"

„Ich weiß nicht, aber irgend ein Interesse müssen Ew. Eminenz jedenfalls dabei gehabt haben."

„Ein großes, Graf. Ich wollte den Sohn Heinrichs IV. von dem Bösen retten, das er etwa sich selbst zufügen konnte."

„Wie das, Monseigneur?"

„Wenn die Königin Maria von Medicis, welche Italienerin und Oesterreicherin ist, und die Königin Anna von Oesterreich, welche Spanierin und Oesterreicherin ist, sich gegen Frankreich verschwören, so ist dies ein Verbrechen, aber ein solches, das eine Erklärung finden kann, da die Familienbande nur zu oft den Sieg über die Königspflichten davontragen; aber daß der Graf von Moret, das heißt der Sohn einer Französin und Heinrichs IV., des französischesten aller Könige Frankreichs, an dieser Verschwörung unbetheiligt bleibe, das will ich bewirken, und zwar zuerst durch Ueberredung, dann durch Bitte, und, wenn es sein muß, auch durch Gewalt."

„Aber wer sagt Euch denn, Monseigneur, daß ich conspirire?"

„Ihr conspirirt noch nicht, Graf, aber Euer ritterlicher Charakter müßte Euch bald verleiten, den Damen des Hofes den Gefallen zu thun und ihnen bei ihren Cabalen zu helfen, und deshalb wollte ich Euch persönlich sagen: „Sohn Heinrichs IV., Euer erhabener Vater hat sein Leben lang auf die Demüthigung Spaniens und Oesterreichs hingearbeitet; ver-

bündet Euch nicht mit Jenen, welche die Erhöhung dieser Reiche auf Kosten Frankreichs erstreben; Sohn Heinrichs IV., Oesterreich und Spanien haben den Tod Eures Vaters herbeigeführt; begeht nicht das Verbrechen, Euch den Feinden Eures Vaters anzuschließen."

„Aber warum sagen Euer Eminenz das Alles mir und nicht Monsieur, Gaston von Orleans?"

„Weil Monsieur das Alles nichts angehen würde, da er der Sohn Concini's und nicht der Heinrichs IV. ist."

„Bedenken Euer Eminenz auch, was Ihr mir da sagt?"

„Ja, ich weiß, daß ich mich dem Zorn der Königin-Mutter, Monsieurs, ja selbst des Königs aussetze, wenn der Graf von Moret sich von Dem abwendet, der sein Bestes will, und zu Jenen geht, die das Schlimme für ihn und für Frankreich im Auge haben; aber der Graf von Moret wird erkenntlich sein für das Interesse, welches ich an ihm nehme und das keine andere Quelle hat, als die hohe Bewunderung und die Liebe, die ich dem Andenken seines Vaters in meinem Herzen bewahre, und der Graf von Moret wird meine Worte geheim halten."

„Euer Eminenz halten es für unnöthig, daß ich mein Wort darauf gebe, nicht wahr?"

„Man verlangt dergleichen nicht von einem Sohne Heinrichs IV."

„Aber Monseigneur haben mich nicht allein holen lassen, um mir Rathschläge zu geben, sondern, wenn ich nicht irre, um mir auch eine Mission anzuvertrauen."

„Ja, Graf, eine Mission, welche Euch aus dem Bereiche der Gefahr bringt, die ich für Euch fürchte."

„Welche mich aus dem Bereiche der Gefahr bringt?"

Der Cardinal nickte bejahend.

„Doch nicht, indem sie mich aus Paris entfernt?"

„Es würde sich darum handeln, nach Italien zurückzukehren."

„Hm!“ machte der Graf von Moret.

„Habt Ihr Ursachen, dahin nicht zurückkehren zu wollen?“

„Nein, aber ich habe welche, die mich bestimmen, in Paris zu bleiben.“

„Ihr weigert Euch also, Graf?“

„Nein, ich weigere mich nicht, besonders wenn die Mission sich vertagen ließe.“

„Es handelt sich darum, heute Abend oder längstens morgen abzureisen.“

„Unmöglich, Monseigneur!“ sagte der Graf von Moret, den Kopf schüttelnd.

„Wie,“ rief der Cardinal, „Ihr lasset einen Feldzug vorübergehen, ohne daran Theil zu nehmen?“

„O nein, aber ich werde Paris erst verlassen, wenn alle Anderen nach Italien abgehen, und das so spät als möglich.“

„Ist das bei Euch eine wohlüberlegte und beschlossene Sache, Graf?“

„Ja, Monseigneur.“

„Ich bedaure es sehr, daß Ihr Euch dieser Abreise widersetzet. Euch und Eurem Muthe wollte ich die Tochter eines Mannes anvertrauen, den ich sehr achte und liebe. Ich muß mich nun nach einem Andern umsehen, der Eure Stelle bei Isabella von Lautrec vertritt.“

„Wie,“ rief der Graf von Moret in höchster Ueberraschung, „Ihr wollet Fräulein von Lautrec zu ihrem Vater senden?“

„So ist es! Was bewegt Euch so sehr bei diesem Namen?“

„O — nichts, Monseigneur; ich dachte nur —“

„Ich muß nun trachten, einen anderen Begleiter für die Dame zu finden.“

„O nein, nein, Monseigneur; es wäre überflüssig,

nach Jemand zu suchen, der Fräulein von Lautrec begleitet, beschützt, vertheidigt, sich im Nothfalle für sie tödten läßt; er hat sich bereits gefunden; hier ist er, ich bin es!"

„So wäre ich also dieser Sorge enthoben?"

„Ja, Monseigneur."

„Ihr nehmt die Mission an?"

„Mit Freuden!"

„So vernehmt denn meine letzten Instructionen."

„Ich höre!"

„Ihr werdet Fräulein von Lautrec, welche während der ganzen Reise Euch heilig sein muß, wie eine Schwester —"

„Ich schwöre es."

„Ihrem Vater, welcher in Mantua ist, übergeben; dann werdet Ihr sofort zur Armee stoßen und ein Commando unter dem Herzoge von Montmorency übernehmen."

„Ja, Monseigneur."

„Und wenn es der Zufall wollte, denn ein vorsichtiger Mensch muß an Alles denken, was im Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn es also der Zufall wollte, daß Ihr Euch verliebtet —"

Der Graf von Moret machte eine heftige Bewegung.

„Es ist blos eine Voraussetzung, wie Ihr begreifen werdet; also gesetzt den Fall, Ihr würdet Euch verlieben, so könnte ich für Euch allerdings nichts thun, da Ihr der Sohn eines Königs seid, aber für Fräulein Isabella und ihren Vater könnte und würde ich mit Vergnügen Vieles leisten."

„Ihr könntet aus mir den glücklichsten aller Menschen machen, Monseigneur; ich liebe Fräulein von Lautrec."

„So, so! Wie sich das trifft! Sollte vielleicht zufällig sie es sein, die an jenem Abend, wo Ihr im Louvre waret, Euch am Ruheplatze der Treppe aus den Händen der als Page verkleideten Herzogin von Chevreuse empfing und Euch durch einen dunklen Corridor bis zum Boudoir der Königin gelei-

tete? Das wäre in der That ein wunderbares Zusammentreffen."

„Monseigneur," sagte der Graf, „ich bin für Euch von einer Bewunderung erfüllt, der meine Dankbarkeit gleichkömmt, aber —"

Der Graf hielt verlegen inne.

„Aber was?" fragte der Cardinal.

„Aber es bleibt mir ein Zweifel."

„Welcher?"

„Ich liebe Fräulein von Lautrec, aber ich weiß nicht, ob sie mich wieder liebt, und ob sie trotz meiner Ergebenheit für Euch mich zu ihrem Begleiter annehmen wird."

„Was das betrifft, Herr Graf, so ist das nicht mehr meine Sache, und an Euch allein ist es, die Erlaubniß von ihr zu erlangen."

„Wo das? Wie kann ich sie sehen? Ich habe keine Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen, besonders da Eure Eminenz wünschen, daß die Abreise schon heute Abend oder spätestens morgen stattfinden soll."

„Es ist wahr, Graf, und Ihr habet Recht; eine Zusammenkunft zwischen Euch Beiden ist dringend nothwendig, und während Ihr über die Bewerkstelligung einer solchen nachdenket, werde auch ich die Sache überlegen. Erwartet mich einige Augenblicke in diesem Cabinet; ich habe mehrere Befehle zu ertheilen."

Der Graf verbeugte sich und folgte mit den Blicken dem Manne, der seine volle Bewunderung errungen hatte, dem Manne, der von seinem Arbeitszimmer die Geschicke Europa's lenkte, und der trotz der Intriguen, mit denen er umgeben war, trotz der Gefahren, die ihm drohten, Zeit genug fand, um sich mit den persönlichen Interessen Einzelner in so eingehender Weise zu befassen.

Noch hatte der Graf von Moret kein Auge von der Thüre verwandt, durch welche der Cardinal hinausgegangen

war, als sie sich wieder in ihren Angeln drehte und der Graf zu seinem höchsten Erstaunen Isabella von Lautrec auf der Schwelle sah.

Wie von einem gleichzeitigen galvanischen Schlage getroffen, stießen die beiden Liebenden einen Ruf der Ueberraschung aus, dann stürzte der Graf von Moret mit der Schnelligkeit des Gedankens auf Isabella zu, sank vor ihr auf die Knie und ergriff ihre Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte, was der Dame bewies, daß sie in ihm vielleicht einen gefährlichen Beschützer, aber jedenfalls einen ergebenen und muthigen Vertheidiger gefunden hatte.

Der Cardinal, der an sein Ziel gelangt war, nämlich, den Grafen von Moret vom Hofe zu entfernen und ihn zugleich zu seinem ergebenen Parteigänger zu machen, glaubte nun auch die Entwicklung einer heroischen Comödie gefunden zu haben, die er diesmal ohne seine gewöhnlichen Mitarbeiter Desmarets, Rotrou, L'Etoile und Mayret entworfen hatte.

Man erinnert sich, daß Corneille zu jener Zeit noch nicht die Ehre gehabt hatte, dem Cardinal vorgestellt zu werden.

II.

Die Berathung.

Das große Ereigniß, das Ereigniß, welches von Allen, mit Ausnahme Richelieu's, der des Königs so sicher zu sein glaubte, als man eben Ludwigs XIII. sicher sein konnte, mit Angst erwartet wurde, war der Rath, welcher bei der Königin-Mutter in jenem Luxembourg-Palais gehalten werden sollte, welches sie während ihrer Regentschaft nach dem Muster der florentinischen Paläste hatte erbauen lassen, und das Rubens zehn Jahre vor den erzählten Begebenheiten mit zehn Gemälden geschmückt hatte, die Scenen aus dem Leben Maria's von Medicis darstellen, und die noch heute eine der Hauptzierden der Louvregallerie bilden.

Der Rath wurde am Abend gehalten.

Er war zusammengesetzt: aus dem speciellen Ministerium der Königin-Mutter, das aus ihr ganz ergebenen Creaturen bestand und vom Cardinal Bérulle präsidirt wurde, während Vauthier die Leitung hatte; dem Marschall Marillac, welcher Marschall geworden war, ohne jemals im Feuer gewesen zu sein, und den der Cardinal in seinen Memoiren stets Marillac den Klopffechter nennt, weil er eines Tages einen gewissen Caboche, mit dem er einen Streit gehabt hatte, bei einer Begegnung tödtete, ohne ihm zu seiner Vertheidigung Zeit zu lassen; ferner aus dessen älterem Bruder, dem Siegelbewahrer Marillac, der einer von den zahlreichen Liebhabern der Fargis war. Zu diesem Rathe wurden bei außerordentlichen Gelegenheiten noch Ehrenräthe bei-

gezogen, die aus den Reihen der vornehmsten Heerführer und der großen Herren des Reiches gewählt wurden, und so kam es, daß zu der Berathung, bei welcher wir unsere Leser einführen wollen, die Herzoge von Angoulême, Guise und Bellegarde, sowie der Marschall Bassompierre geladen worden waren.

Auch Monsieur erschien seit einiger Zeit in diesem Rathe, aus welchem er bei Gelegenheit des Prozesses von Chalais ausgetreten war; der König selbst kam dann, wenn er den Gegenstand für wichtig genug hielt, um seine Anwesenheit nothwendig zu machen.

Die gefaßten Beschlüsse dieses Rathes wurden in jedem Falle dem Könige vorgelegt, der sie billigte oder verwarf, oder manchmal auch vollkommen abänderte.

Der Cardinal Richelieu, welcher thatsächlich durch den Einfluß seines Genies Premierminister war, aber damals weder den Titel noch die absolute Macht hatte, die ihm ein Jahr später zu Gebote stehen sollten, hatte in diesen Berathungen blos eine einfache Stimme, wußte aber oft den ganzen Rath von seiner Ansicht zu überzeugen, die regelmäßig von den beiden Marillac's, den Herzogen von Guise und Angoulême, manchmal auch von Bassompierre unterstützt, aber ebenso regelmäßig von Vauthier, Bérulle, und zwei oder drei anderen Stimmen bekämpft wurden, die sich das bejahende oder verneinende Kopfnicken der Königin-Mutter zur Richtschnur nahmen.

An diesem Abend gab Monsieur unter dem Vorwande des augenblicklichen Zerwürfnisses mit seiner Mutter an, nicht im Rathe erscheinen zu dürfen, aber seine Interessen wurden nur um so besser vertreten, da ja Maria sie in die Hand genommen hatte.

Der Anfang der Berathung war für 8 Uhr Abends angesagt.

Um acht ein Viertel Uhr waren alle berufenen Personen

bereits an ihren Plätzen und umstanden im Halbkreise Maria von Medicis, welche auf einer Art Thronsessel Platz genommen hatte.

Eine Viertelstunde später trat der König ein, begrüßte seine Mutter, die bei seinem Anblick sich erhoben hatte, küßte ihr die Hand, nahm an ihrer Seite auf einem etwas erhöhten Sitze Platz, bedeckte sich und sagte:

„Setzt Euch, meine Herren."

Die Mitglieder des Ministeriums und die Ehrenräthe ließen sich um den Tisch auf bereitgehaltene Tabourets nieder.

Der König ließ seinen Blick im Kreise herumgehen, um die Anwesenden zu mustern; dann sagte er mit seiner gewöhnlich schleppenden, melancholischen Stimme:

„Ich sehe Monsieur, meinen Bruder, nicht; wo ist er?"

„In Folge seines Ungehorsams gegen unseren mütterlichen Willen wagt er es wahrscheinlich nicht, vor uns zu erscheinen; beliebt es Euch, Sire, ohne ihn anzufangen?"

Der König nickte zum Zeichen der Zustimmung.

Dann sagte er, sich an die Versammlung wendend:

„Meine Herren, Ihr wißt Alle, um was es sich heute handelt. Es handelt sich darum, zu wissen, ob Wir die Belagerung von Casale aufheben und Mantua zu Hilfe eilen sollen, um die Ansprüche des Herzogs von Nevers zu unterstützen — Ansprüche, die Wir als giltig anerkannt haben — und so die Unternehmungen des Herzogs von Savoyen gegen Montferrat zu hemmen. Obwohl das Recht, Frieden zu schließen und Krieg zu führen, ein königliches Recht ist, wünschen Wir Uns dennoch von Euren Ansichten erleuchten zu lassen, bevor Wir einen Beschluß in dieser Richtung fassen, ohne daß Wir Uns jedoch des Rechtes Unserer Entscheidung irgendwie begeben. Unser Minister, Cardinal Richelieu, hat das Wort, um die Situation darzulegen."

Richelieu erhob sich, verneigte sich vor den Majestäten und begann:

„Mein Exposé wird kurz sein. Der Herzog Vincenz von Gonzaga hat auf seinem Todtenbette das Recht auf das Herzogthum Mantua dem Herzog von Nevers, dem Oheime der letzten drei Souveräne dieses Landes, die sämmtlich ohne männliche Erben gestorben sind, überlassen. Der Herzog von Savoyen hatte gehofft, einen seiner Söhne mit der Erbin von Mantua und dem Montferrat zu vermälen, und so in Italien jene Macht zweiten Ranges für sich zu begründen, die das Ziel seines Strebens ist und wegen welcher er die Frankreich gemachten Versprechungen schon so oft gebrochen hat. Der Minister Sr. Majestät hat es nun für eine gute Politik gehalten, da Frankreich bereits den Papst und Venedig zu seinen Verbündeten zählt, sich auch durch die Unterstützung eines französischen Prätendenten von Mantua und dem Montferrat einen Parteigänger inmitten der lombardischen Mächte zu schaffen, und dadurch das politische Uebergewicht in Bezug auf die Staatsangelegenheiten Italiens zu gewinnen, zu gleicher Zeit aber den Einfluß Spaniens und Oesterreichs zu neutralisiren. Mit diesem Ziele im Auge ist der Minister Sr. Majestät bis jetzt vorgegangen. Und um die Wege zu einem Feldzuge in diesem Sinne vorzubereiten, hat er vor mehreren Monaten eine erste Armee nach Italien geschickt, welche durch das Verschulden des Marschalls Créqui, ein Verschulden, das beinahe ein Verrath zu nennen wäre, nicht etwa vom Herzoge von Savoyen geschlagen, wie sich die Feinde Frankreichs zu verbreiten beeilt haben, sondern durch den Hunger aufgerieben wurde, da es an Lebensmitteln für Menschen und Thiere fehlte. War diese Politik angenommen und hatte man den ersten feindseligen Schritt gethan, so konnte es sich nur noch darum handeln, den günstigen Zeitpunkt abzuwarten, um die begonnene Unternehmung fortzusetzen. Der Minister Sr. Majestät ist nun der Ansicht, daß dieser günstige Augenblick gekommen sei. Da La

Rochelle genommen ist, können wir über unsere Armee und unsere Flotte frei verfügen. Die Frage, welche Ihren Majestäten vorgelegt werden muß, ist nun diese: Wird man den Krieg führen oder nicht? Und wenn man ihn führt, wird man dies sogleich thun, oder wird man warten? Der Minister Sr. Majestät, welcher für den Krieg, und zwar für den sofortigen Krieg ist, erklärt sich bereit, auf die ihm etwa zu machenden Einwendungen zu antworten."

Und nochmals grüßend und sich vor dem Könige und der Königin Maria verbeugend, ließ sich der Cardinal nieder, seinen Gegnern, oder vielmehr seinem Gegner, Bérulle, das Wort überlassend.

Dieser, welcher wohl wußte, daß es an ihm sei, zu antworten, befragte mit einem Blicke die Königin-Mutter, und da sie ihm ein ermuthigendes Zeichen gab, erhob er sich und sprach:

„Den Plan des Krieges gegen Italien halten wir, trotz des anscheinend guten Grundes, welchen Cardinal Richelieu dafür angab, nicht allein für gefährlich, sondern auch für unausführbar. Das fast völlig unterjochte Deutschland liefert dem Kaiser Ferdinand eine Armee, die so zahlreich ist, daß die militärischen Kräfte Frankreichs sich mit ihr nicht messen können, und Philipp IV., der erhabene Bruder Ihrer Majestät, der Königin, findet seinerseits in den Minen der neuen Welt Schätze, welche hinreichen, Armeen von der Stärke derer zu besolden, über welche die alten Könige von Persien zu gebieten hatten. Statt an Italien zu denken, beschäftigt sich Kaiser Ferdinand in diesem Augenblicke einzig und allein damit, die Protestanten zu unterwerfen, und ihnen die Bisthümer, die Klöster und die anderen geistlichen Güter zu entreißen, die sie sich unrechtmäßig angeeignet haben. Warum sollte Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, sich einem so edlen und so christlichen Unternehmen widersetzen? Stünde es dem Könige von Frankreich nicht besser an, dasselbe zu unterstützen und

die Ketzerei in Frankreich auszurotten, während der Kaiser und König Philipp sie in Deutschland und den Niederlanden bekämpfen? Um die Ausführung chimärischer Pläne zu befürworten, spricht Herr von Richelieu von einem Frieden mit England, von einer Allianz mit ketzerischen Mächten, einem Ereignisse, welches im Stande wäre, den Glanz der französischen Krone für immer zu beflecken. Haben wir nicht im Gegentheile Ursache, zu hoffen, daß wir durch Fortsetzung des Krieges gegen Carl I. diesen endlich zu einer Genugthuung für Frankreich und dahin bewegen, daß er die Frauen der Königin, die er gegen Völkerrecht und Verträge aus dem Lande jagte, zurückrufe, und den Verfolgungen der Katholiken in England ein Halt gebiete? Wissen wir, ob Gott nicht vielleicht die wahre Religion in England wieder herzustellen beabsichtigt, während die Ketzerei in Frankreich, in Deutschland und in den Niederlanden ausgerottet wird? Ich bin überzeugt, im Interesse des Landes und des Thrones gesprochen zu haben, und lege meine Ansicht zu den Füßen Ihrer Majestäten nieder."

Der Cardinal Bérulle setzte sich, nachdem er sich an den Blicken der Anerkennung gelabt hatte, welche ihm offen von Seite der Königin-Mutter und den Mitgliedern ihres Rathes und versteckt von dem Siegelbewahrer Marillac zugeworfen wurden, der seit Kurzem durch die Bemühungen der Frau von Fargis für diese Partei gewonnen war.

Nun wandte sich der König an Richelieu mit den Worten:

„Ihr habt gehört, Herr Cardinal, und im Falle Ihr etwas zu antworten habt, sprechet."

Richelieu erhob sich.

„Ich halte meinen ehrenwerthen Collegen, den Herrn Cardinal Bérulle, für schlecht unterrichtet," sagte er, „sowohl was die politische Lage Deutschlands, als was die finanziellen Zustände in Spanien betrifft. Die Macht Kaiser Ferdinands, welche er uns als so furchtbar darstellt, ist nicht

so festgewurzelt, daß man sie nicht erschüttern könnte; und zwar wird dies an dem Tage geschehen, an welchem wir, ohne uns mit ihm zu verbünden, den nordischen Löwen, den großen Gustav Adolph, auf den Kaiser hetzen, da er, um loszubrechen, nichts nöthig hat, als einige hunderttausend Livres, welche Summe man in einem gegebenen Augenblicke vor seinen Augen leuchten lassen kann, wie einen Leuchtthurm, der in wogender Brandung dem Schiffe seinen Weg zeigt. Der Minister Sr. Majestät weiß sogar aus sicherer Quelle, daß die Armee Ferdinands, von der Herr Bérulle sprach, dem Herzog Maximilian von Baiern, dem Chef der katholischen Liga, großes Mißtrauen einflößt, und er erbietet sich, im gegebenen Momente diese fürchterliche Armee in eine bedenkliche Stellung zwischen der katholischen Armee Maximilians und der protestantischen Soldateska Gustav Adolphs zu bringen. Was die vorgeblichen Schätze Philipps IV. anbelangt, so möge man dem Minister des Königs gestatten, dieselben auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Der König von Spanien bezieht kaum fünfhunderttausend Thaler des Jahres aus den indischen Colonien, und der Staatsrath in Madrid war vor zwei Monaten in großer Bestürzung, als die Nachricht bekannt wurde, der niederländische Admiral Hain habe im Golf von Mexiko einige spanische Gallionen geentert, oder in den Grund gebohrt, deren Ladung zwölf Millionen Werth hatte. Die Finanzverhältnisse des Staatsschatzes waren dadurch so zerrüttet worden, daß der König dem Kaiser Ferdinand die Unterstützung von einer Million Thaler, die er ihm versprochen hatte, nicht senden konnte. Um nun auf den zweiten Theil der Rede meines Gegners zu antworten, will ich in Demuth Sr. Majestät bemerklich machen, daß Sie mit Ehren der Unterdrückung des Herzogs von Mantua, den Sie nicht nur anerkannten, sondern auch durch den Einfluß Ihrer Gesandten haben ernennen lassen, nicht mit Gleichgiltigkeit zusehen können. Se. Majestät müssen nicht nur Ihren Verbündeten in Italien unterstützen, sondern auch das

schönste Land Europa's gegen die Spanier in Schutz nehmen, die es zu unterjochen trachten und schon in diesem Augenblicke eine zu große Macht daselbst ausüben. Wenn wir den Herzog von Mantua nicht thatkräftig und mit aller Entschiedenheit unterstützen, so wird er, da es ihm unmöglich ist, allein Widerstand zu leisten, einwilligen müssen, einen außerhalb Italiens liegenden Ersatz für jenes Land anzunehmen, welcher Vorschlag ihm vor Kurzem von der spanischen Regierung gemacht wurde. Schon der verstorbene Herzog Vincenz war auf dem Punkte, einen ähnlichen Handel einzugehen und das Montferrat auszutauschen, blos um Carl Emanuel einen Possen zu spielen, und durch eine mächtige Nachbarschaft seinen fortwährenden Eroberungsbestrebungen ein Halt zuzurufen. Endlich ist es die Ansicht des Ministers Sr. Majestät, daß es eine Schmach für Frankreich wäre, wollte man die Kühnheit des Herzogs von Savoyen ungestraft lassen, der Frankreich mit seinem Verbündeten entzweit, tausend dem Dienste und dem Interesse Sr. Majestät nachtheilige Intriguen anknüpft, dessen Hand bei der Verschwörung von Chalais betheiligt war, und der sich zum Verbündeten der Engländer in ihren auf die Inseln Ré und La Rochelle abzielenden Unternehmungen gemacht hat."

Dann wandte sich Richelieu mit seiner Rede direct an den König.

„Als Ihr diese rebellische Stadt erobertet, Sire, führtet Ihr einen Plan aus, der ebenso ruhmreich für Euch als vortheilhaft für Frankreich war. Das seit einem Jahre durch die Waffen des Königs von Spanien und des Herzogs von Savoyen unterdrückte Italien fleht nun die Hilfe Eures siegreichen Armes an. Werdet Ihr Euch weigern, Sire, die Sache Eures Nachbarn und Verbündeten zu Eurer eigenen zu machen, da man räuberisch Ihr Erbtheil plündern will? Ich, Sire, Euer Minister, wage es zu versprechen, daß der Erfolg nicht minder rühmlich sein wird, wie der von La Rochelle, wenn Ihr den hochherzigen Entschluß fasset, den Un-

terdrückten beizustehen. Ich bin weder ein Profet" — hier blickte Richelieu mit boshaftem Lächeln auf seinen Collegen Bérulle — „noch der Sohn eines Profeten, aber ich kann Euch versichern, Sire, daß, wenn Ihr mit der Ausführung Eurer Absichten und Beschlüsse keine Zeit verlieret, Ihr noch vor dem Ende des Monats Mai Casale befreit und Italien den Frieden wiedergegeben haben werdet. Mit Eurer Armee sodann nach Languedoc zurückkehrend, werdet Ihr im Juli die hugenottische Partei daselbst vollends unterwerfen. Die schönen Tage des Herbstes werden Ew. Majestät, auf den zahlreichen frisch errungenen Lorbeeren ruhend, in Fontainebleau oder anderswo zubringen können."

Ein Beifallsgemurmel ließ sich unter den zu dem Staatsrathe geladenen Edelleuten vernehmen, und man sah, daß Angoulême, noch mehr aber Guise der Ansicht Richelieu's vollkommen beistimmten.

Der König nahm das Wort.

„Der Herr Cardinal," sagte er, „hat wohl daran gethan, jedesmal, wenn er von sich selbst und der durch ihn befolgten Politik sprach, der Minister des Königs zu sagen, denn nach Meinen Befehlen wurde diese Politik geübt. Ja, Wir sind seiner Ansicht; ja, der Krieg in Italien ist nothwendig; ja, Wir müssen daselbst Unsere Verbündeten unterstützen und Unsere Oberherrschaft aufrecht erhalten, indem Wir so viel als möglich nicht nur die Macht, sondern auch den Einfluß Spaniens daselbst beschränken; Unsere Ehre ist dabei betheiligt."

Trotz der Achtung, welche man der Anwesenheit des Königs schuldig war, ließen sich einige Beifallsbezeigungen der Freunde des Cardinals hören, während die Gegenpartei ein Murren nicht ganz unterdrückte. Bérulle wechselte mit Maria von Medicis flüsternd einige Worte.

Das Gesicht des Königs nahm einen strengen Ausdruck

an; er warf einen drohenden Blick nach der Seite hin, woher das Murren gekommen war, und fuhr fort:

„Die Frage, über welche Wir jetzt zu verhandeln haben, ist also nicht die, ob Krieg, ob Frieden, denn der Krieg ist eine beschlossene Sache, sondern nur die über den Zeitpunkt zur Eröffnung des Feldzuges. Wir behalten Uns die letzte Entscheidung auch in dieser Frage selbstverständlich vor. Sprechet, Herr von Bérulle, denn Ihr seid, Wir wissen es wohl, der Dolmetscher eines Willens, den Wir stets achten, wenn Wir ihm auch nicht immer gehorchen können."

Maria von Medicis machte dem Könige ein Zeichen des Dankes und sagte zu Bérulle:

„Eine Aufforderung des Königs ist ein Befehl; sprechet, Herr Cardinal."

„Der Minister des Königs," sagte Bérulle, indem er eine besondere, halb ironische Betonung auf diese Worte legte, „der Minister des Königs hat vorgeschlagen, den Krieg unmittelbar zu eröffnen, und ich muß bedauern, daß auch in diesem Punkte meine Ansicht der seinigen gerade entgegengesetzt ist. Wenn ich nicht irre, hat Se. Majestät den Wunsch ausgedrückt, den Feldzug in Person zu leiten. Aus zwei Gründen nun werde ich mich gegen einen übereilten Beginn des Krieges erklären. Der erste dieser Gründe ist, daß die von der langen Belagerung La Rochelle's ermüdete königliche Armee einer Erholung in den Winterquartieren bedarf. Wenn man sie von den Ufern des Oceans an den Fuß der Alpen treibt, ohne ihr Zeit zum Ausruhen zu lassen, setzt man sich der Gefahr aus, die erschöpften und mißvergnügten Soldaten in Masse desertiren zu sehen. Es wäre übrigens eine Grausamkeit, die braven Truppen auf den schneebedeckten und unwegsamen Gebirgen der Winterkälte auszusetzen, und ein Hochverrath wäre es geradezu, wollte man auch Sr. Majestät den König bestimmen, in dieser Jahreszeit in diese unwirthlichen Gegenden sich zu begeben. Hätte

man auch das nöthige Geld, und man hat es nicht, denn es sind noch nicht acht Tage, daß der Minister des Königs, von dem die erhabene Mutter Sr. Majestät 100,000 Livres verlangte, ihr, auf die Zerrüttung der Finanzen hinweisend, nur 50,000 Livres schickte; hätte man also das nöthige Geld, so würden doch alle Maulthiere, die im Reiche aufzutreiben sind, nicht hinreichen, um der Armee die Lebensmittel nachzuführen, ohne daß ich darauf hinweise, daß es in dieser Jahreszeit unmöglich ist, besonders die Artillerie auf jenen unbekannten Wegen vorgehen zu lassen, die selbst im Sommer von Ingenieuren untersucht werden müßten, ehe ein Kriegsheer sich auf dieselben wagt. Wäre es nicht besser, den Feldzug auf das Frühjahr zu vertagen? Man könnte bis dahin sämmtliche Vorbereitungen treffen, und die unentbehrlichsten Ausrüstungsgegenstände ließen sich auf dem Seewege auf den Kriegsschauplatz transportiren. Die Venetianer, welche mehr als wir in der Angelegenheit des Herzogs von Mantua betheiligt sind, rühren sich nicht bei dem Einfalle Carl Emanuels in das Montferrat, und wollen Frankreich die Kastanien für sich aus dem Feuer holen lassen. Man darf voraussetzen, daß diese Herren sich doch bewegen lassen würden, zur Wehre zu greifen und sich einzuschiffen, wenn sie den Herzog etwas mehr in die Enge getrieben und die Hilfe Frankreichs noch fern sähen. Endlich muß es der König, meiner Ansicht nach, vermeiden, mit dem allerkatholischesten Könige zu brechen, was für Frankreich unendlich gefährlicher sein würde, als die Erhaltung Casale's und die Allianz mit dem Herzoge von Mantua für das Land vortheilhaft ist. Ich habe gesprochen."

Die Rede des Cardinals Bérulle schien auf den Rath einen gewissen Eindruck hervorgebracht zu haben; er hatte nicht mehr über den Krieg selbst, für den sich der König erklärte, gesprochen, sondern nur die Zweckmäßigkeit dieses Krieges in einem so schwierigen Zeitpunkte beleuchtet. Uebri-

gens waren die dem Rathe beigezogenen Kriegsleute: Guise, Bellegarde, Angoulême und Marillac nicht mehr jung, und so sehr sie auch den Krieg wünschten, weil er ihrem Ehrgeize neue Aussichten bot, so wollten sie doch einen Krieg, bei welchem mehr Gefahr als Beschwerde sei, denn um Beschwerden zu besiegen, muß man jung sein, während man, um einer Gefahr die Stirn zu bieten, nur muthig zu sein braucht.

Da erhob sich Cardinal Richelieu abermals.

„Ich will meinem verehrten Collegen auf alle Punkte seiner Rede antworten," sagte er. „In der That glaube ich, obzwar es mir noch nicht vergönnt war, den Ausspruch Sr. Majestät zu hören, daß es in der Absicht des Königs liegt, den Feldzug in Person zu leiten. Se. Majestät werden in Ihrer Weisheit darüber bestimmen, und ich habe nur die einzige Furcht, daß Sie Ihre eigenen Interessen bei dieser Gelegenheit, wie Sie es zu thun gewohnt sind, den Staatsinteressen aufopfern. Ueber die Beschwerden, welche die Armee angeblich auszustehen haben wird, möge der Herr Cardinal von Bérulle sich keine Sorge machen. Ein Theil derselben, welcher zur See transportirt wurde und jetzt in Marseille ausgeschifft wird, begibt sich nach Lyon, wo das Hauptquartier sein wird; ein anderer Theil marschirt in kleinen Tagemärschen durch Frankreich, wird gut genährt, gut besoldet und hat seit einem Monate nicht einen Mann durch Desertion eingebüßt. Was die Schwierigkeit anbelangt, welche sich dem Uebergange über die Alpen entgegenstellen, so ist es besser, sie schnell zu überwinden, da man jetzt blos gegen die Natur zu kämpfen haben wird, statt zu warten und dem Feinde Zeit zu lassen, die Pässe zu besetzen, Batterien und Forts aufzuführen. Es ist wahr, daß ich vor einigen Tagen Ihrer Majestät, der Königin-Mutter, blos 50.000 Livres schicken konnte, als sie mir die Ehre erwies, die doppelte Summe von mir zu verlangen, aber ich wagte dies nur, nachdem ich

die Erlaubniß des Königs dazu eingeholt und erhalten hatte. Trotz dieser Verminderung, welche nicht aus Geldmangel, sondern darum geschah, weil der Staatsschatz jede unnütze Ausgabe vermeiden soll, sind wir finanziell in der Lage, diesen Krieg zu beginnen. Indem ich meine Ehre und mein Privatvermögen verpfändete, gelang es mir, sechs Millionen zu entlehnen. Die Wege über die Alpen sind bereits erforscht, denn da Se. Majestät der König schon seit Langem an diesen Krieg denken, wurde mir aufgetragen, Jemand zu diesem Behufe in die Dauphiné, nach Savoyen und Piemont abzusenden, und nach den Recognoscirungen, die Herr von Pontis angestellt hat, wurde von dem Generalquartiermeister der königlichen Armee, Herrn von Escure, eine genaue Karte jener Länderstriche entworfen. Die Vorbereitungen zum Kriege sind also getroffen, das nöthige Geld befindet sich in den Cassen, und da der äußere Krieg sowohl für den Waffenruhm, als für die Ehre Frankreichs dringend geboten ist, während der Bürgerkrieg, da England bei La Rochelle besiegt und Spanien in Italien beschäftigt ist, der Krone nicht gefährlich werden kann, so bitte ich Eure Majestät, die augenblickliche Eröffnung des Feldzuges zu beschließen, für dessen siegreichen Ausgang ich mich mit meinem Kopfe verbürge. — Auch ich habe gesprochen."

Und der Cardinal setzte sich nieder, indem er mit dem Blicke den König bat, seinen eben gemachten Vorschlag zu unterstützen, der übrigens bereits zwischen ihm und dem Könige vereinbart worden zu sein schien.

Der König ließ den Cardinal nicht lange warten, und kaum hatte er zu sprechen aufgehört, als Ludwig XIII. sagte:

„Meine Herren, es ist Mein Wille, den der Herr Cardinal Euch soeben mitgetheilt hat. Der Krieg gegen den Herzog von Savoyen ist beschlossen, und es ist Mein lebhafter Wunsch, daß die Feindseligkeiten so bald als möglich beginnen. Die, welche in Bezug auf ihre Ausrüstung irgend einen Wunsch

haben, mögen sich an den Cardinal von Richelieu wenden. Meine Entschließung, ob Ich den Krieg in Person leiten werde, und wer in diesem Falle Mein Generallieutenant sein soll, werde Ich später kundgeben. Da der Zweck der Berathung erreicht ist, so empfehle Ich Euch, meine Herren, dem heiligen Schutze des Herrn. Der Rath ist zu Ende."

Und die Königin-Mutter grüßend, zog sich Ludwig XIII. in seine Gemächer zurück.

Der Cardinal Richelieu hatte in zwei Punkten gesiegt; man zweifelte nicht, daß er auch in dem dritten Punkte siegen und den Oberbefehl an sich reißen werde, wie er es bei Gelegenheit der Belagerung von La Rochelle gethan hatte.

Alles sammelte sich um ihn, um ihn zu beglückwünschen, selbst Marillac, der Siegelbewahrer, der, obwohl zur Partei Maria's gehörend, es für gerathen hielt, neutral zu bleiben.

Maria von Medicis verließ mit gerunzelter Stirn und aufeinandergepreßten Zähnen in Begleitung von Bérulle und Vauthier den Berathungssaal.

„Ich glaube," sagte sie, „daß wir, wie Franz I. nach der Schlacht von Pavia, sagen können: „Alles ist verloren außer der Ehre!"

„Ich glaube im Gegentheile," sagte Vauthier, „daß nichts verloren ist, so lange der König den Cardinal Richelieu nicht zum Generallieutenant ernannt hat."

„Seht Ihr denn nicht," sagte Maria, „daß diese Ernennung im Geiste des Königs bereits vollzogen ist?"

„Es ist möglich," entgegnete Vauthier, „aber die Thatsache liegt noch nicht vor."

„Habt Ihr etwa ein Mittel, diese Ernennung zu verhindern?" fragte die Königin-Mutter.

„Vielleicht!" erwiederte Vauthier, „aber ich müßte, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, eine Unterredung mit dem Herzoge von Orleans haben."

„Ich will ihn holen," sagte Bérulle, „und werde Euch den Herzog zuführen."

„Gehet," sagte die Königin, „und verlieret keine Zeit."

Als Bérulle gegangen war, wandte sie sich an Vauthier.

„Und worin besteht Euer Mittel, Vauthier?"

„Wenn wir sicher sind, nicht belauscht zu werden, werde ich es Euer Majestät mittheilen."

„Kommt also schnell."

Und die Königin-Mutter schritt mit Vauthier einen Corridor entlang, der zu den Privatgemächern Maria's von Medicis führte.

III.

Das Mittel Vauthier's.

Obwohl dem Könige auch bei der Königin-Mutter, d. h. im Palais Luxembourg, Appartements zu Gebote standen, kehrte Ludwig XIII. dennoch sogleich nach der Sitzung in den Louvre zurück, um den Vorwürfen der beiden Königinnen zu entgehen, die, wie er wußte, nicht ausbleiben würden.

Und in der That beschloß die Königin-Mutter, welche den Plan Vauthier's mit großer Aufmerksamkeit anhörte, vor der Ausführung desselben noch einen letzten Versuch bei ihrem Sohne zu machen.

Ludwig XIII. hatte L'Angely rufen lassen, sobald er in seinen Gemächern angekommen war.

Zuvor jedoch erkundigte er sich, ob Baradas nichts gesagt und keine Botschaft geschickt hätte.

Baradas beobachtete das vollkommenste Stillschweigen, und das war es, was die üble Laune des Königs im Rathe bewirkte und Vauthier nicht entgangen war, der seinen ganzen Plan auf diesen Umstand stützte.

Nur um Baradas eifersüchtig zu machen und ihn so schnell als möglich zu sich zurückzuführen, hatte der König den Rath L'Angely's befolgt, und Fräulein von Lautrec den Hof zu machen angefangen — bis jetzt freilich ohne die gewünschte Wirkung.

Aber auch hierin stellte sich ihm ein unerwartetes Hinderniß entgegen, welches weder er noch seine Umgebung zu erklären im Stande war. Am Abend des Tages vor der Be-

rathung war Fräulein von Lautrec, obwohl sie Dienst hatte, nicht im Cercle der Königin erschienen, und Ludwig XIII. erhielt von seiner Gemalin, die er darüber befragte, nur eine Antwort, welche ebenfalls großes Erstaunen ausdrückte. Den ganzen Tag war Fräulein von Lautrec nicht im Louvre erschienen; vergebens hatte die Königin sie in ihrem Zimmer und im ganzen Palast suchen lassen; Niemand hatte sie gesehen, Niemand wußte von ihr Nachricht zu geben.

Darüber beunruhigt, hatte der König L'Angely aufgetragen, seinerseits Erkundigungen einzuziehen, und um die Resultate derselben zu hören, rief er gleich nach seiner Rückkehr in den Louvre nach seinem Narren.

Aber L'Angely war nicht glücklicher gewesen, als die Anderen; er kam ohne jede genaue Nachricht zurück. Vom Standpunkte seiner Zärtlichkeit für Isabella war dem Könige die Sache ziemlich gleichgiltig, nicht so aber auch in Bezug auf seine Pläne gegenüber Baradas. Das Mittel, ihn zurückzuführen, war dem Narren als ein so unfehlbares erschienen, daß Ludwig XIII. angefangen hatte, selbst an dessen Unfehlbarkeit zu glauben.

Er klagte das Schicksal an, daß es sich allen seinen Wünschen widersetzte, und versank in seine düsterste Laune, als Beringhen leise an der Thür kratzte. Der König, der an der Art des Kratzens seinen Kammerdiener erkannte und wußte, daß dies einer seiner ergebensten Leute sei, rief in ziemlich wohlwollendem Tone:

„Du kannst eintreten!“

Der erste Kammerdiener trat ein.

„Was willst Du, Beringhen?“ fragte der König. „Weißt Du nicht, daß Ich es nicht liebe, gestört zu werden, während Ich mich mit L'Angely langweile?“

„Ich lasse mich im Gegentheile in der Langweile gern stören,“ sagte L'Angely, „und darum bist Du mir willkommen.“

„Sire," sagte der Kammerdiener, „ich würde es niemals wagen, Euch ohne besonderen Befehl zu stören, aber diesmal mußte ich Ihren Majestäten, der Königin-Mutter und der Königin, gehorchen."

„Wie?" rief Ludwig XIII., „die Königinnen sind da?"

„Ja, Sire!"

„Beide?"

„Beide, Sire."

„Und sie wollen Mich zu gleicher Zeit sprechen?"

„So ist es, Sire."

Der König blickte umher, als suche er einen Ausweg, um zu entfliehen, und vielleicht hätte er diesen Vorsatz ausgeführt, wenn sich nicht in diesem Augenblicke die Thür geöffnet hätte, und Maria von Medicis, gefolgt von Anna von Oesterreich, in das Gemach getreten wäre.

Der König wurde sehr bleich und durch seine Glieder ging jenes fieberhafte Zittern, dem er in Stunden großen Aergers stets unterworfen war; aber dann pflegte er diesen krankhaften Zustand mit Energie abzuschütteln und eine Festigkeit anzunehmen, die ihn für jede Bitte unzugänglich machte. In dem gegenwärtigen Falle trat er der Gefahr mit jener Unbeweglichkeit und jenem düsteren Trotze entgegen, mit welchen der Stier gesenkten Kopfes den Torreador erwartet.

„Bei meinem Edelmannsworte, Madame," sagte er zu seiner Mutter, „ich glaubte, die Discussion sei in dem Rathe beendet und ich würde nach geschlossener Berathung keinerlei Vorstellungen anzuhören brauchen. Was wollet Ihr von mir? Sprechet rasch!"

„Ich will, mein Sohn," sagte Maria, während die Königin mit gefalteten Händen dabei stand und ihre Bitten stillschweigend mit denen ihrer Schwiegermutter zu vereinigen schien, „ich will Euch anflehen, Sire, Mitleid zu haben nicht allein mit uns, die Ihr zur Verzweiflung bringet, sondern mit Euch selbst. Es ist also nicht genug, daß dieser

Mensch Euch, leidend und schwach, wie Ihr seid, sechs Monate in den Sümpfen bei La Rochelle zubringen ließ, er will Euch jetzt auch noch in der rauhesten Jahreszeit den Schneestürmen und dem Froste der Alpen aussetzen?"

„Wie, Madame," sagte der König, „hat etwa diesen Sumpffiebern, vor denen Gott mich gnädig bewahrte, der Cardinal nicht eben so sehr getrotzt, wie ich? Setzte er mich etwa der Gefahr aus, während er sich selbst schonte? Und werde ich diese Schneestürme und diesen Frost der Alpen allein zu ertragen haben? Wird er nicht an meiner Seite sein, um gleich mir den Soldaten das Beispiel des Muthes, der Beständigkeit und der Entsagung zu geben?"

„Ich leugne das nicht," sagte Maria, „das Beispiel wurde allerdings durch den Cardinal eben so wie durch Euch gegeben, aber wollet Ihr die Kostbarkeit Eures Lebens mit dem des seinigen vergleichen? Zehn Minister, wie er, können sterben, ohne daß Frankreich eine Minute lang in's Wanken kömmt, während bei Eurem geringsten Unwohlsein das ganze Land zittert, und Eure Mutter, wie Eure Gattin, Gott anflehen, Euer heiliges Leben zu beschützen."

Anna von Oesterreich warf sich vor dem König auf die Knie.

„Monseigneur," sagte sie, „ich kniee vor Euch, wie ich vor Gott knieen würde, um Euch zu bitten, uns nicht zu verlassen. Was Ew. Majestät für eine Pflicht ansehen, ist für uns die Quelle höchster Angst; und was würde in der That aus uns und aus Frankreich werden, wenn Euch ein Unglück treffen sollte, Sire?"

„Wenn Gott meinen Tod zugibt, wird er die Folgen vorausgesehen haben und die Vorsehung dieselben zum Guten lenken. Es ist unmöglich, etwas in den gefaßten Beschlüssen zu ändern, Madame."

„Und warum?" fragte Maria. „Ist es denn wirklich nöthig, da dieser unglückselige Krieg unser Aller Absichten

entgegen ist, ihn sogar in eigener Person zu führen? Habt Ihr denn nicht Euren vielgeliebten Minister?"

„Ihr wißt, Madame," sagte der König, „daß ich den Cardinal nicht liebe; aber ich achte und bewundere ihn, und betrachte ihn nach Gott als die wahre Vorsehung dieses Reiches."

„Nun wohl, Sire, die Vorsehung wacht aus der Entfernung ebenso gut wie in der Nähe über die Staaten; beauftragt Euren Minister mit der Leitung des Krieges und bleibt bei uns."

„Etwa damit sich die Insubordination unter den andern Führern einschleiche, damit Euer Guise, Euer Bassompierre und Euer Bellegarde einem Priester den Gehorsam verweigere und das Glück Frankreichs auf's Spiel setze? Nein, Madame, damit man das Ansehen des Cardinals anerkenne, ist es nöthig, daß vor Allem ich es anerkenne. Ja, wenn ein Prinz meines Hauses vorhanden wäre, auf den ich mich verlassen könnte!"

„Habt Ihr nicht Euren Bruder? Habt Ihr nicht Monsieur?"

„Erlaubt mir die Bemerkung, Madame, daß ich Euch sehr besorgt um das Wohl eines ungehorsamen Sohnes, eines rebellischen Bruders, finde."

„Gerade um den Frieden in unsere unglückliche Familie zurückkehren zu lassen, aus der er verbannt scheint, mein Sohn, bin ich so besorgt um das Wohl eines Sohnes, der, ich gestehe es, seines Ungehorsams wegen eher Strafe als Lohn verdiente; aber es gibt höhere Momente, wo die Logik aufhört die leitende Regel der Politik zu sein, und wo man an dem, was recht ist, vorbeigehen muß, um das zu thun, was klug ist; Gott selbst gibt uns manchmal ein Beispiel dieser nothwendigen Irrthümer, indem er die Guten bestraft und die Bösen belohnt. — Ernennet Euren Minister zum Oberbefehlshaber und stellt ihm Monsieur als Generallieu-

tenant zur Seite, und ich bin sicher, wenn Ihr Eurem Bruder diese Gunstbezeigung erweiset, wird er seiner unsinnigen Liebe entsagen und sich der Abreise der Prinzeß Marie nicht mehr widersetzen."

„Ihr scheint zu vergessen, Madame," sagte Ludwig XIII., die Stirn runzelnd, „daß Ich der König bin und daß es in Meiner Macht steht, diese Abreise zu bewirken, die schon längst stattgefunden haben sollte. Es genügt Mein Befehl und der Wille Monsieurs kommt hierbei nicht in Betracht. Es heißt gegen Meine Macht ankämpfen, wenn man sich den Anschein gibt, über etwas bestimmen zu wollen, worüber Ich allein zu befehlen habe. Mein Entschluß ist gefaßt, Madame; in Zukunft werde Ich befehlen, und man wird sich begnügen müssen, Mir zu gehorchen. So handle Ich übrigens schon seit zwei Jahren, das heißt seit der Reise von Amiens, Madame" (und der König legte auf diese Worte einen besonderen Nachdruck, indem er die Königin fest ansah), „und seit zwei Jahren befinde Ich mich sehr wohl."

Anna von Oesterreich, welche noch immer auf den Knieen lag, erhob sich jetzt, trat einen Schritt zurück und preßte ihre Hände vor die Augen, wie um die Thränen zurückdrängen zu wollen.

Der König machte eine Bewegung, um sie zu trösten, doch er unterdrückte dieselbe sofort; dem scharfen Blicke der Königin-Mutter war sie jedoch nicht entgangen.

Sie ging auf den König zu und erfaßte seine beiden Hände.

„Ludwig, mein Kind," sagte sie, „es ist keine Discussion mehr, sondern eine Bitte; es ist nicht mehr eine Königin, welche zu einem Könige, sondern eine Mutter, welche zu ihrem Sohne spricht; Ludwig, im Namen meiner Liebe zu Euch welche Ihr oft verkannte, beschwöre ich Euch, unseren Bitten nachzugeben, und nicht nur Eure Gattin und Eure

Mutter, sondern ganz Frankreich wird Euch dafür dankbar sein."

„Gut, Madame," sagte der König, um dieses Gespräch, welches ihn ermüdete, zu beendigen, „über Nacht kommt Rath, und Ich werde heute Nacht über Alles nachdenken, was Ihr Mir gesagt habt."

Und er machte gegen seine Mutter und seine Gattin eine Verneigung, wie sie die Könige zu machen pflegen, wenn sie damit anzeigen wollen, daß die Audienz zu Ende sei. Die Königinnen entfernten sich.

Sie hatten noch nicht zwanzig Schritte in dem Corridor gemacht, als sich eine Thür in demselben öffnete, und der Kopf Gastons von Orleans in der Oeffnung erschien.

„Nun?" fragte er.

„Nun," sagte Maria, „wir thaten, was wir konnten; an Euch ist es, das Uebrige zu thun."

„Wißt Ihr, wo sich die Wohnung des Herrn von Baradas befindet?" fragte der Herzog.

„Ich habe mich erkundigt; die vierte Thür links, fast gegenüber von dem Zimmer des Königs."

„Gut," sagte Gaston; „und wenn ich ihm auch mein Herzogthum Orleans versprechen müßte, er wird thun, was wir wollen! Ich brauche es ihm ja nachher nicht zu geben."

Die beiden Königinnen und der junge Prinz trennten sich. Jene begaben sich in ihre Gemächer, und Seine königliche Hoheit, der Herzog von Orleans, schlich auf den Fußspitzen nach der Wohnung des Pagen Baradas.

Wir wissen nicht, was zwischen dem Prinzen und dem Pagen vorging, ob Ersterer dem Letzteren wirklich sein Herzogthum Orleans oder eines seiner beiden anderen Herzogthümer versprach; was wir wissen, ist, daß eine halbe Stunde, nachdem er sich in das Zelt des Achilles begeben hatte, dieser moderne Ulysses freudestrahlend bei den Königinnen eintrat und rief:

„Victoria! Alles ist gewonnen; er ist bei dem Könige!“

Und in der That trat, ohne sich erst die Mühe des etiquettemäßigen Kratzens an der Thür zu nehmen, in diesem Augenblicke Baradas bei dem Könige ein, der, ihn erkennend, einen Schrei der Ueberraschung ausstieß und seinen Liebling in die Arme schloß.

IV.

Der unsichtbare Strohhalm und das unbemerkte Sandkorn.

Während der Zeit, als alle diese Intriguen gegen ihn angeknüpft wurden, saß der Cardinal in seinem Studierzimmer, gebeugt über eine Karte, welche die damaligen Grenzen Frankreichs bezeichnete, und unterwarf sie im Vereine mit seinem Ingenieur Pontis, dem Verfasser dieser Karte, einem aufmerksamen Studium, indem er den Marsch bezeichnete, den die Armee zu nehmen hatte; die Dörfer, wo Nachtquartier, die Städte, wo Rasttag gehalten werden sollte, und die Wege, auf welchen die Lebensmittel zugeführt werden mußten.

Die von Escure revidirte Karte enthielt die Bezeichnung aller Thäler, Berge, Ströme und Bäche mit der größten Genauigkeit; der Cardinal war entzückt; es war die erste Karte von solchem Werthe, die er vor Augen hatte.

Wie Bonaparte etwa zweihundert Jahre später, auf der Karte von Italien die Ebene von Marengo bezeichnend, vorhersagte, daß er dort den Feind schlagen würde, so wußte Richelieu jetzt schon beinahe den Punkt anzugeben, auf welchem er Carl Emanuel besiegte.

Plötzlich wandte er sich an Herrn von Pontis.

„Herr Vicomte,“ sagte er, „Ihr seid nicht nur ein treuer, sondern auch ein geschickter Diener des Königs, und wenn der Krieg, wie wir es hoffen, zu unserem Vortheile ausfallen sollte, habt Ihr das Recht auf eine Belohnung.

Ihr werdet diese Belohnung von uns begehren, und wenn sie, wie ich nicht zweifle, mit unseren Mitteln im Verhältnisse steht, ist sie im Voraus gewährt."

„Monseigneur," sagte der Vicomte, „Jedermann hat seinen Ehrgeiz; die Einen im Kopfe, die Anderen im Herzen. Bei mir ist das Herz betheiligt, und ich werde es Euer Eminenz, wenn die Zeit gekommen ist, öffnen, da ich die Erlaubniß dazu von Euch erhielt."

„Ah," sagte der Cardinal, „Ihr seid verliebt, Vicomte?"

„Ja, Monseigneur."

„Und Ihr liebet über Euren Stand?"

„Was den Namen anbelangt, vielleicht; nicht aber was die Glückgüter anbelangt, Monseigneur!"

„Und worin könnte ich unter solchen Umständen Euch nützlich sein?"

„Der Vater Derjenigen, die ich liebe, ist einer Eurer treuesten Diener, Herr Cardinal; er wird nichts ohne Eure Erlaubniß thun."

Der Cardinal dachte einen Augenblick nach, als ob eine Erinnerung sich seinem Gedächtnisse aufdrängte.

„Ah, Herr Vicomte, seid Ihr es nicht, der vor etwa einem Jahre Fräulein Isabella von Lautrec nach Frankreich und an den Hof der Königin geleitet hat?"

„Ja, Monseigneur," sagte der Vicomte von Pontis, tief erröthend.

„Aber ist Fräulein von Lautrec der Königin nicht damals als Eure Verlobte vorgestellt worden?"

„Als meine Verlobte? Nein, Monseigneur, aber als die mir Versprochene, und in der That hatte mir Herr von Lautrec auf das erste Wort, das ich ihm von der Liebe zu seiner Tochter sagte, erwiedert: „Isabella ist erst fünfzehn Jahre alt; Ihr Eurerseits habt erst Euren Weg zu machen. Nach zwei Jahren, wenn die Verwicklungen in Italien geordnet

sein werden, wollen wir wieder davon reden, und wenn Ihr dann Isabella noch immer liebt und die Einwilligung des Cardinals habet, so werde ich glücklich sein, Euch meinen Sohn zu nennen."

„Und hat Fräulein von Lautrec in irgend einer Weise den Versprechungen ihres Vaters ihre Zustimmung gegeben?"

„Fräulein von Lautrec gab mir, als ich ihr meine Liebe erklärte, und von der Unterredung mit ihrem Vater erzählte, zur Antwort, daß ihr Herz frei sei, und sie ihren Vater zu sehr achte, um seinen Befehlen nicht zu gehorchen."

„Und zu welcher Zeit sagte sie Euch das?"

„Vor einem Jahre, Monseigneur."

„Habt Ihr sie seit dieser Zeit wieder gesehen?"

„Selten."

„Und habt Ihr dann mit ihr von Eurer Liebe gesprochen."

„Vor vier Tagen erst."

„Was antwortete sie?"

„Sie erröthete und stammelte einige Worte, deren Unverständlichkeit ich auf Rechnung ihrer Verwirrung setzte."

Der Cardinal lächelte.

„Es scheint," dachte er, „daß sie in ihrer Beichte diesen Umstand vergessen hat."

Der Vicomte blickte den Cardinal mit Unruhe an.

„Sollten Euer Eminenz irgend eine Einwendung gegen meine Wünsche haben?" fragte er.

„Keine, Vicomte, keine; trachtet, die Liebe Isabella's zu gewinnen, und wenn es irgend ein Hinderniß für Euer Glück geben sollte, so wird es nicht von meiner Seite kommen."

Die Heiterkeit kehrte zurück auf das Antlitz des Vicomte.

„Ich danke, Monseigneur," sagte er, sich verneigend.

In diesem Augenblicke zeigte die Uhr die zweite Stunde nach Mitternacht.

Der Cardinal verabschiedete den Vicomte mit einer gewissen Traurigkeit, denn nach den Geständnissen, die ihm Isabella gemacht hatte, sah er ein, daß es ihm schwer, ja unmöglich sein würde, diesem treuen und geschickten Diener die Belohnung zu ertheilen, die derselbe wünschte.

Er war eben im Begriffe, in seine Wohngemächer zurückzukehren, als die Thür zu den Appartements der Frau von Combalet sich öffnete und diese mit lächelndem Munde auf der Schwelle erschien.

„O, theure Nichte," rief der Cardinal, „ist es wohl vernünftig, bis zu so später Nachtstunde zu wachen, da Ihr schon seit vier Stunden auf Eurem Zimmer seid und der Ruhe pflegen solltet —"

„Theurer Onkel," sagte Frau von Combalet, „Ihr wißt wohl, daß die Freude ebenso den Schlaf verhindert, wie der Schmerz. Ich hätte heute um keinen Preis einschlafen können, ohne Euch wegen Eures Erfolges im Rathe Glück zu wünschen. Wenn Ihr traurig seid, lasset Ihr mich Euren Kummer theilen, weshalb also nicht auch dann Eure Freude, wenn Ihr gesiegt habet; denn es war doch ein Sieg, den Ihr heute erfochten habt, nicht wahr?"

„Ein wahrhafter Sieg!" sagte der Cardinal mit leichtem Herzen und aus voller Brust Athem holend.

„Wenn Ihr also gesiegt habt, dann laßt mich auch Euren Triumph theilen!"

„O, Ihr thut gut daran, theure Marie, einen Theil meiner Freude für Euch in Anspruch zu nehmen, denn Ihr habt wahrlich ein Recht darauf, da Ihr einen Theil meines Lebens ausmachet. Ja, heute athme ich zum ersten Male frei! Mein Sieg ist um so schöner, als er ein friedlicher ist, und ich ihn meiner Ueberredungsgabe allein verdanke. Die Sclaven, welche man mit Gewalt unterwirft, werden zu Freun-

den, die, welche man sich durch Ueberredung gewinnt, werden zu Aposteln. Wenn mir Gott weiter hilft, so wird es in sechs Monaten eine Macht geben, welche von allen anderen Mächten gefürchtet ist, und diese Macht wird Frankreich sein; denn in sechs Monaten wird die Belagerung Casale's aufgehoben, Mantua gerettet und die Rebellen in Languedoc unterworfen sein. Dann aber kann der heilige Vater sich nicht mehr weigern, mich zum Legaten a latere, zum Legaten auf Lebenszeit, zu ernennen, und ich werde die geistliche, wie die weltliche Macht in Frankreich in meiner Hand vereinen. Dann bin ich, wenn auf meinem Wege nicht einer jener unsichtbaren Strohhalme, eines jener unbemerkten Sandkörner liegt, welche die größten Pläne zuweilen scheitern machen, Herr von Frankreich und Italien.

„Und nun, mein Kind," fuhr Richelieu fort, indem er Frau von Combalet auf die Stirn küßte, „gönnt Euch den Schlaf, den Ihr so wohl verdient habt; auch ich will versuchen, nach den Aufregungen des heutigen Tages mich durch den Schlummer zu erholen."

„Darf ich morgen nach Eurem Erwachen bei Euch eintreten, Oheim, und mich erkundigen, wie Ihr die Nacht verbracht habt?"

„Tritt immerhin bei mir ein; so wird mein Sonnenaufgang wie mein Sonnenuntergang ein Blick in Deine lieben Augen sein, und ich bin dann sicher, einen guten Tag zu haben, wie ich jetzt sicher bin, eine gute Nacht zu verbringen."

Er geleitete seine Nichte bis an die Ausgangsthür, dann blieb er noch eine gute Weile stehen und blickte ihr nach.

Erst als sich ihre Gestalt in der Dunkelheit des Corridors verloren hatte, schloß er die Thür und schickte sich an, in sein Schlafzimmer zu gehen, als er ein leises Klopfen an der Thür zu vernehmen glaubte, welche die Verbindung mit der Wohnung Marions de Lorme bildete.

Er glaubte sich getäuscht zu haben und blieb eine Weile

horchend stehen, da ertönte das Klopfen von Neuem, aber diesmal etwas rascher und heftiger.

Richelieu schloß nun alle Thüren seines Arbeitscabinets von innen und schob zum Ueberflusse Riegel vor; dann näherte er sich der Stelle des Holzgetäfels, welches die Verbindungsthür mit dem nächsten Hause, in welchem die gefeierte Marion wohnte, verbarg.

„Wer klopft?“ fragte er ziemlich leise.

„Ich!“ antwortete eine Frauenstimme, „seid Ihr allein?“

„Ja!“

„So öffnet; ich habe etwas mitzutheilen, was ich für wichtig und unaufschiebbar halte.“

Der Cardinal blickte noch einmal aufmerksam im Zimmer umher, um sich zu versichern, daß er wirklich allein sei; dann ließ er die geheime Maschinerie spielen; die Wandfüllung schob sich auseinander und in der Oeffnung erschien ein hübscher junger Mann mit einem leichten Schnurbärtchen auf der Oberlippe. Dieser hübsche junge Mann war Marion de Lorme.

„Ah, siehe da, mein hübscher Page!“ sagte Richelieu. „Ich muß gestehen, daß, wenn ich Jemand zu so später Nachtstunde hier zu sehen erwartete, Ihr es nicht waret.“

„Sagtet Ihr mir nicht: „Zu jeder Stunde, in der Ihr mir etwas Wichtiges mitzutheilen habt, klingelt, wenn ich nicht in meinem Cabinete sein sollte; bin ich aber da, dann klopfet?“

Der Cardinal ließ sich auf einen Sitz nieder und gab Marion ein Zeichen, sich ebenfalls zu setzen.

„Ich habe so gesagt, liebe Marion, und ich danke Euch, daß Ihr Euch daran erinnert habt.“

„Ich werde stehen bleiben,“ sagte Marion lachend und auf ihrer Fußspitze pirouettirend; „es würde sich für einen Pagen nicht schicken, neben Ew. Eminenz zu sitzen.“

„Thut nach Eurem Belieben und sprecht!“ sagte der Cardinal, dessen Gesicht eine große Unruhe verrieth, „denn wenn ich nicht irre, habt Ihr mir eine schlimme Nachricht zu bringen, und die kann man nach meiner Ansicht nicht bald genug hören.“

„Ich weiß nicht, ob die Nachricht schlimm ist; mein Frauenverstand sagt mir nur, daß sie keine gute ist. Ihr werdet darüber entscheiden, Monseigneur.“

„Ich höre.“

„Ew. Eminenz haben wohl gehört, daß Sr. Majestät der König sich mit seinem Lieblinge Baradas entzweit hatte?“

„Vielmehr, daß Baradas sich mit dem Könige entzweit hat.“

„Das ist in der That das Richtigere, da Baradas es war, der dem Könige grollte. — Nun denn, heute Abend wurde der König, der eben mit seinem Narren L'Angely beisammen war, durch den Besuch der beiden Königinnen überrascht, welche etwa eine halbe Stunde bei ihm verweilten und beim Abschiede sehr bewegt schienen. Im Corridor gesellte sich der Herzog von Orleans zu ihnen, mit dem sie einige Minuten lang angelegentlich flüsterten. Monsieur begab sich hierauf in das Zimmer des Pagen Baradas, mit dem er eine Viertelstunde lang in einer Fensternische unterhandelte, worauf Beide einig zu werden schienen und miteinander auf den Corridor traten. Hier blieb Monsieur so lange, bis er Baradas in die Appartements des Königs eintreten sah, worauf er mit triumphirender Miene zu den Königinnen eilte.“

Der Cardinal blieb einige Augenblicke in Nachdenken versunken; dann blickte er Marion an, ohne sich Mühe zu geben, seine Unruhe vor ihr zu verbergen.

„Ihr theilt mir da Dinge von solcher Genauigkeit mit,“

sagte er, „daß ich es für überflüssig halte zu fragen, ob Ihr von der Wahrheit überzeugt seid."

„Ich bin davon überzeugt; übrigens habe ich keinen Grund, es Euer Eminenz zu verschweigen, von wem ich diese Mittheilungen erhielt."

„Wenn keine Indiscretion dabei ist, so wäre ich wirklich begierig, die Quelle zu kennen."

„Es ist keine Indiscretion dabei; ich bin sogar überzeugt, daß ich dieser Quelle einen großen Dienst erweise, wenn ich sie Euch nenne, Monseigneur."

„Es ist also ein Freund?"

„Es ist Jemand, der den sehnlichen Wunsch hat, daß Euer Eminenz ihn für Eueren ergebensten Diener halten."

„Sein Name?"

„Saint-Simon!"

„Der kleine Page des Königs?"

„Derselbe."

„Ihr kennt ihn?"

„Ich kenne ihn und kenne ihn auch nicht; wie man es nimmt. Er ist heute Abend zu mir gekommen."

„Diesen Abend oder diese Nacht?"

„Begnüget Euch mit dem, was ich Euch sagen werde, Monseigneur. — Er ist also diesen Abend zu mir gekommen und hat mir die Geschichte brühwarm erzählt. Er verließ den Louvre. Als er zu seinem Cameraden Baradas ging, sah er, wie die beiden Königinnen von dem König herauskamen. Sie waren mit ihren Gedanken so sehr beschäftigt, daß sie ihn nicht bemerkten; er setzte seinen Weg fort, nachdem er gesehen hatte, wie sie zwischen einer Doppelthür mit dem Herrn Herzoge von Orleans sprachen. Darauf trat er bei Baradas ein; der Page schmollte noch immer und sagte, daß er am nächsten Tage den Louvre verlassen würde. Einen Augenblick später trat der Herzog von Orleans ein. Er achtete nicht auf den kleinen Saint-Simon und dieser verhielt sich ganz

still. Wie ich Euch schon sagte, sah er seinen Cameraden in einer Fenstervertiefung mit dem Herzoge von Orleans leise flüstern. Dann verließen Beide das Zimmer; Baradas, um zu dem Könige zu gehen, und der Herzog, um wahrscheinlich zu eilen, den beiden Königinnen den glücklichen Erfolg seines Unternehmens mitzutheilen."

„Und dieser kleine Saint-Simon sagte Euch das Alles, damit Ihr es mir hinterbrächtet?"

„Ich sehe schon, Monseigneur, daß ich seine eigenen Worte wiederholen muß. Er sagte: „Meine liebe Marion, ich glaube, daß hinter all' diesen Dingen eine Machination gegen den Cardinal Richelieu verborgen ist; man glaubt, daß Ihr Sr. Eminenz sehr ergeben seid; wenn das wahr ist, so erzählt ihm Alles und sagt ihm, daß ich zu seinen treuen Anhängern gehöre."

„Das scheint ein Bursche von Geist zu sein, und ich werde mich seiner, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, wohl erinnern; sagt ihm das. Was aber Euch anbelangt, meine liebe Marion, so suche ich vergebens nach einem Mittel, um Euch meine Erkenntlichkeit zu beweisen."

„Ah, Monseigneur!"

„Ich werde darüber nachdenken, aber einstweilen —"

Der Cardinal zog einen prächtigen Brillantring von dem Finger.

„Einstweilen nehmt diesen Diamant zum Andenken."

Marion aber streckte die Hand nicht nach dem kostbaren Geschenke aus; sie verbarg sie vielmehr hinter ihrem Rücken.

Der Cardinal beachtete indeß dieses Sträuben nicht und steckte ihr fast mit Gewalt den Ring an den Finger. Dann küßte er ihre Hand und sagte:

„Bleibt mir immer eine so gute Freundin wie jetzt, Marion, und Ihr werdet es nie zu bereuen haben."

„Monseigneur," sagte Marion, „ich betrüge zuweilen meine Liebhaber, niemals aber meine Freunde."

Und die Faust auf die Hüfte gestemmt, den Hut mit der wallenden Feder in der Hand, die Sorglosigkeit der Jugend und der Schönheit auf der Stirn, das Lächeln der Liebe und der Wollust auf den Lippen, den Diamant an ihrem Finger betrachtend und ein leichtfertiges Liedchen trällernd, kehrte Marion in ihre Wohnung zurück.

Der Cardinal blieb allein; er legte die Hand an die gerunzelte Stirn.

„Da wäre also der unsichtbare Strohhalm, das unbemerkte Sandkorn!" murmelte er.

Dann fügte er mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Verachtung hinzu:

„Und der Name dieses Strohhalmes, dieses Sandkorns — Baradas!"

V.

Der Entschluß des Cardinals.

Richelieu hatte eine sehr unruhige Nacht, wie die schöne Marion es voraussetzte, die nur bei äußerst wichtigen Veranlassungen mit ihm in Berührung kam. Die durch Marion überbrachte Neuigkeit war sehr bedeutungsvoll: Die Versöhnung des Königs mit seinem Lieblinge, herbeigeführt durch Monsieur, den erbittertesten Feind des Cardinals, ließ den schlimmsten Vermuthungen Thür und Thor offen. Der Cardinal prüfte die Lage der Sache nach allen Seiten, und als er am Morgen, wir können nicht sagen erwachte, denn er hatte nicht geschlafen, sondern sich aus seinem Bette erhob, hatte er seinen Plan für alle Möglichkeiten bereits entworfen.

Gegen neun Uhr Morgens kündigte man einen Boten des Königs an; er wurde in das Arbeitscabinet Richelieu's geführt, wo dieser sich bereits befand. Er übergab Sr. Eminenz mit tiefer Verbeugung einen mit einem großen rothen Siegel verschlossenen Brief und der Cardinal händigte ihm, bevor er noch wußte, was das Schreiben enthalte, eine Börse mit zwanzig Pistolen ein. Er machte jedem Boten des Königs ein solches Geschenk, und hatte zu diesem Zwecke eine Anzahl gefüllter Börsen in der Schublade seines Schreibtisches liegen.

Ein Blick auf den Brief hatte dem Cardinal gesagt, daß derselbe direct vom Könige komme, denn sogar die Adresse trug die Schriftzüge Sr. Majestät. Er bat den Boten, in dem Cabinete seines Secretärs Charpentier zu warten, für den Fall, daß eine Antwort nöthig wäre.

Dann schöpfte Richelieu, dem Athleten gleich, der für den bevorstehenden körperlichen Kampf seine Kräfte sammelt, tief Athem, nahm seine Geisteskräfte zusammen, um sich für den ihm bevorstehenden geistigen Kampf zu stählen, und erbrach erst nach einer ziemlich langen Pause das Siegel des Briefes.

Während dieser Zeit war jedoch, von ihm unbemerkt, eine Thür geöffnet worden und in der Spalte war das bleiche, besorgte Gesicht der Frau von Combalet erschienen. Sie hatte durch Guillemot erfahren, daß ihr Oheim schlecht geschlafen habe, und Charpentier sagte ihr, daß schon so früh ein Bote des Königs gekommen sei.

Darauf hin hatte sie es gewagt einzutreten, ohne gemeldet worden zu sein, da sie sicher war, stets von ihrem Onkel willkommengeheißen zu werden.

Als sie jedoch den Cardinal in einem Lehnstuhle sitzen und einen Brief in den Händen halten sah, den er zu lesen zögerte, begriff sie sofort seinen Seelenzustand, und obwohl sie von dem Besuche Marion's nichts wußte, errieth sie doch, daß sich während der Nacht etwas Außerordentliches begeben haben müsse.

Jetzt begann der Cardinal zu lesen, und etwas wie ein Schatten lagerte sich auf seiner Stirn, als er die ersten Zeilen durchflogen hatte.

Frau von Combalet schlich, ohne Geräusch zu verursachen, längs der Wand hin, und blieb einige Schritte von dem Cardinal entfernt stehen, gestützt auf die Lehne eines Fauteuils.

Richelieu hatte eine Bewegung gemacht, da diese aber von keinem Worte begleitet war, glaubte Frau von Combalet nicht gesehen worden zu sein.

Der Cardinal las weiter und wischte sich von zehn zu zehn Secunden den Schweiß von seiner Denkerstirn.

Augenscheinlich war er in großer Besorgniß.

Frau von Combalet näherte sich ihm und sie hörte, wie sich der Athem stoßweise seiner gepreßten Brust entrang.

Dann ließ er die Hand niedersinken, welche den Brief hielt, und ihre Last nicht mehr tragen zu können schien.

Sein Kopf drehte sich gegen seine Nichte und ließ diese in ein bleiches Gesicht sehen, über welches hin und wieder eine Fieberröthe flog; dann reichte er ihr seine kalte, zitternde Hand.

Frau vom Combalet ergriff bewegt diese geliebte Hand und küßte sie inbrünstig.

Der Cardinal zog sie zu sich und reichte ihr den Brief, indem er nichts sprach als:

„Lies das, meine Liebe!“

Frau von Combalet fing an flüsternd zu lesen.

„Lies es laut,“ sagte der Cardinal, „es ist nothwendig, daß ich jedes Wort dieses Briefes kaltblütig erwäge; der Ton Deiner Stimme wird mich erfrischen.“

Frau von Combalet las:

„Herr Cardinal und Freund!

„Nachdem Wir reiflich über die innere und äußere Lage unseres Reiches nachgedacht und beide gleich ernst und verhängnißschwer gefunden haben; da Wir ferner der Ansicht sind, daß die innere Frage wegen der Wirren, die Herr von Rohan und seine Hugenotten im Herzen des Reiches heraufbeschwören, die bedeutungsvollere ist, haben Wir, im Vertrauen auf das politische Genie, von dem Ihr Uns so oft glänzende Beweise gegeben habt, beschlossen, Euch in Paris zu lassen, damit Ihr in Unserer Abwesenheit die Staatsgeschäfte leitet, während Wir mit Unserem vielgeliebten Bruder, Monsieur, als Generallieutenant, und den Herzogen von Angoulême, Bassompierre, Bellegarde und Guise, als Feldhauptleuten, Uns in's Feld begeben, um die Belagerung Casale's aufzuheben und mit Güte oder Gewalt in die Staaten des Herzogs von Savoyen einzuziehen; indem

Wir Uns vorbehalten, mit Euch durch tägliche Couriere in Verbindung zu bleiben, und Uns bei schwierigen Anlässen Euren weisen Rath zu erbitten.

„Weshalb Wir Euch ersuchen, Herr Cardinal, Uns eine genaue Liste Unserer Armee, ferner einen Bericht über die Anzahl der feldtüchtigen Artillerie und über die Summen zu geben, die Ihr Uns zur Verfügung zu stellen im Stande seid.

„Wir haben lange nachgedacht, ehe wir diesen Entschluß faßten, den Wir Euch hiermit zu wissen thun, denn Wir erinnerten Uns der Worte des großen italienischen Poeten, der, gezwungen, der herrschenden Unruhen wegen, in Florenz zu bleiben, während dringende Geschäfte seine Anwesenheit in Venedig nothwendig machten, ausrief: „Wenn ich gehe, wer wird bleiben? Und wenn ich bleibe, wer wird gehen?" Glücklicher als er, besitzen Wir in Euch, Herr Cardinal und Freund, ein anderes Ich, und da Wir Euch in Paris zurücklassen, sind Wir in der angenehmen Lage, zugleich bleiben und gehen zu können.

„Da der Zweck dieses Briefes bereits ausgedrückt ist, erübrigt Uns nur noch, den Herrn zu bitten, er möge Euch in seinen heiligen Schutz nehmen.

„Euer wohlgeneigter

„Ludwig."

Die Stimme der Frau von Combalet war, je weiter sie den Brief las, immer bewegter geworden, und als sie zu den letzten Zeilen gelangte, war sie kaum mehr verständlich. Der Cardinal hatte übrigens den Brief so aufmerksam gelesen, daß sich jedes Wort desselben seinem Gedächtnisse unauslöschlich einprägte, und er bat seine Nichte nur deshalb, ihn nochmals zu lesen, weil ihre Stimme einen besänftigenden Eindruck auf sein erregtes Gemüth hervorzubringen pflegte.

Als sie gelesen hatte, ließ sie ihre Wange auf den Kopf des Cardinals sinken.

*

„O die Bösewichte!“ rief sie, „sie haben sich verschworen, Euch durch Gram zu tödten!“

„Nun, was würdest Du an meiner Stelle thun, Marie?“

„Es ist wohl nicht Euer Ernst, Oheim, daß Ihr mich um Rath fragt?“

„Es ist mein voller Ernst.“

„Nun, an Eurer Stelle würde ich —“

Sie zögerte.

„Was würdest Du? Vollende!“

„An Eurer Stelle würde ich sie Alle ihrem Schicksale überlassen; wenn Ihr nicht da wäret, wollte ich sehen, wie sie fertig würden!“

„Das ist also Deine Ansicht, Marie?“

Sie erhob sich und sagte, ihre ganze Energie zusammennehmend:

„Ja, das ist meine Ansicht! Alle diese Leute, Könige, Königinnen oder Prinzen, sind die Sorge nicht werth, die sie Euch verursachen.“

„Und was werden wir anfangen, wenn ich diese Leute, wie Du sie nennst, verlasse?“

„Wir werden uns in eine Eurer besten Abteien begeben und daselbst ein ruhiges Leben führen, ich, indem ich Euch liebe und pflege, Ihr, indem Ihr Euch ganz der Natur und der Poesie widmet und jene reizenden Verse macht, die Euch für Alles entschädigen werden.“

„Du bist der Trost in eigener Person, meine vielgeliebte Marie, und ich habe Dich immer als gute Rathgeberin erkannt. Diesmal stimmt Dein Rath mit meinem Willen vollkommen überein. Gestern Abend, nachdem Du mein Cabinet verlassen hattest, wurde ich so ziemlich von dem benachrichtigt, was gegen mich im Werke war; ich hatte also die ganze Nacht Zeit, mich auf den Schlag vorzubereiten, der mich treffen soll, und mein Entschluß war im Voraus gefaßt.“

Er streckte die Hand aus, zog ein Blatt Papier zu sich heran und schrieb:

„Sire!

„Ich fühle mich so sehr als möglich durch den neuen Beweis der Achtung und des Vertrauens geschmeichelt, mit dem Eure Majestät mich zu beehren beliebten; leider ist es mir jedoch unmöglich, ihn anzunehmen. Meine ohnehin schon wankende Gesundheit hat sich während der Belagerung von La Rochelle, die wir mit Gottes Hilfe zu einem glücklichen Ende führten, noch verschlimmert; die Anstrengungen dieser Belagerung haben mich vollends erschöpft und mein Arzt, meine Familie, meine Freunde verlangen dringend von mir das Versprechen, mich einer vollkommenen Ruhe zu überlassen, welche mir die gänzliche Zurückgezogenheit von allen Geschäften und die Abgeschiedenheit eines Landaufenthaltes gewähren können. Ich begebe mich also, Sire, in mein Haus zu Chaillot, welches ich in der Voraussicht eines solchen Bedürfnisses gekauft habe, indem ich Euch bitte, meine Demission anzunehmen, und mich nach wie vor für Euren ergebensten, namentlich für Euren treuesten Unterthan zu halten.

„Armand Cardinal Richelieu."

Frau von Combalet hatte sich bescheiden von dem Schreibtische entfernt gehalten. Der Cardinal bedeutete ihr, näher zu kommen und hielt ihr schweigend das Papier hin.

Während sie las, rollten große Thränen über ihre Wangen.

„Du weinst?" fragte der Cardinal.

„Ja, ich weine heilige Thränen."

„Was nennst Du heilige Thränen?"

„Solche, die man über die Verblendung seines Königs und das Unglück seines Landes weint."

Der Cardinal erhob das Haupt und legte seine Hand auf den Arm seiner Nichte.

„Ja," sagte er, „Du hast Recht; aber Gott verläßt

wohl zuweilen die Könige, doch nicht eben so leicht auch die Völker. Das Leben des Einen ist vergänglich, das der Anderen dauert Jahrhunderte. Glaube mir, Marie, Frankreich nimmt einen zu wichtigen Platz unter den Ländern Europas ein, es hat in der Zukunft eine zu nothwendige Rolle zu spielen, als daß Gott seine Blicke von diesem Lande abwenden sollte. Was ich begonnen habe, wird ein Anderer vollenden; ein Mensch mehr oder weniger zählt nichts gegenüber den ewigen Geschicken."

„Aber ist es auch gerecht," sagte Frau von Combalet, „daß der Mann, welcher die Geschicke eines Reiches vorbereitet, nicht auch der sein soll, der sie einem segensreichen Ende zuführt? Ist es gerecht, daß die Arbeit und der Kampf dem Einen, der Ruhm aber dem Andern zufällt?"

„Du berührst da ein ewiges Räthsel. Seit drei Jahrtausenden fragen die Menschen, warum ist oder scheint Gott, die höchste Gerechtigkeit, manchmal so ungerecht?"

„Ich lehne mich gegen Gott nicht auf, mein Oheim; ich suche nur, ihn zu begreifen."

„Gott hat das Recht, ungerecht zu sein, denn da er die Ewigkeit in seiner Hand hält, hat er die Zukunft, um seine Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen. Wenn wir übrigens seine Geheimnisse erforschen könnten, so würden wir sehen, daß das, was in unseren Augen als ungerecht erscheint, nur ein Mittel ist, um sicherer zu seinem Ziele zu gelangen. Es war nothwendig, daß diese große Frage früher oder später zwischen dem Könige, den Gott noch lange erhalten möge, und mir entschieden werde. Wird der König für seine Familie oder für Frankreich sein? Ich bin für Frankreich; Gott ist ebenfalls für das Land; wer soll also gegen mich sein, wenn Gott für mich ist?"

Der Cardinal griff an eine Glocke; bei dem zweiten Tone, der dem Metalle entquoll, trat der Secretär Charpentier in das Zimmer.

„Charpentier, lasse sofort die Armee- und Artillerieliste zusammenstellen; ich benöthige Beide in einer Viertelstunde.“

Charpentier verbeugte sich und ging.

Nun nahm der Cardinal die Feder wieder zur Hand, und fügte dem Briefe an den König folgende Worte hinzu:

„P. S. Eure Majestät erhalten beiliegend die Listen der Armee und der Artillerie; was die Summe betrifft, welche von den sechs Millionen, die gegen meine Bürgschaft aufgenommen wurden, noch übrig ist, so beträgt sie 3,882,000 Livres, in einer Casse eingeschlossen, deren Schlüssel mein Secretär Euer Majestät mit diesem Briefe zugleich überreichen wird.

„Da ich kein Arbeitscabinet im Louvre besitze und den Transport wichtiger Staatsschriften für bedenklich halte, biete ich nicht allein mein Cabinet, sondern mein ganzes Haus, Euer Majestät an. Da Alles, was ich habe, von Euch kömmt, Sire, so gehört auch Alles, was ich besitze, nur Euch. Meine Diener werden in dem Hause bleiben, um den Dienst zu erleichtern und die täglichen Berichte nicht in Stockung zu bringen.

„Heute um zwei Uhr können Ew. Majestät von meinem Hause Besitz nehmen lassen.

„Ich beendige diese Zeilen, wie ich die vorhergehenden beendigt habe, indem ich mich den allergehorsamsten und allertreuesten Diener Eurer Majestät nenne.

„Armand Cardinal Richelieu.“

Während er schrieb, wiederholte der Cardinal die niedergeschriebenen Worte, so daß Frau von Combalet, als er zu Ende kam, mit dem Inhalte des Postscriptums bekannt war.

In diesem Augenblicke brachte Charpentier die verlangten Listen. Es waren 35.000 Mann und siebzig Feldstücke kriegsbereit.

Der Cardinal legte die Listen zu dem Briefe, that Alles

unter Couvert, rief den Boten und gab ihm den Brief mit den Worten:

„Für die Person Sr. Majestät.“

Und er fügte eine zweite Börse der ersten hinzu.

Nach dem gegebenen Befehl stand der Reisewagen des Cardinals angespannt vor der Thür. Der Cardinal verließ sein Haus, ohne aus demselben mehr mitzunehmen, als die Kleider, die er auf dem Leibe trug, stieg mit Frau von Combalet in den Wagen, ließ Guillemot sich neben den Kutscher setzen und befahl:

„Nach Chaillot!“

Dann wandte er sich zu seiner Nichte und sagte:

„Wenn der König nicht in drei Tagen nach Chaillot gekommen ist, so reisen wir am vierten Tage nach meinem Bisthum Luçon ab.“

VI.

Die Raubvögel.

Wie man gesehen haben wird, hatten sich die Worte des Herzogs von Savoyen, in die er seinen Rathschlag an die Königin-Mutter kleidete, vollständig erfüllt. „Wenn der italienische Feldzug," hatte er geschrieben, „trotz unserer Opposition beschlossen wird, so suchet für Gaston unter dem Vorwande, ihn von dem Gegenstande seiner thörichten Leidenschaft zu entfernen, das Commando der Armee zu erhalten. Der Cardinal, dessen höchster Ehrgeiz es ist, für den ersten General seines Jahrhunderts gehalten zu werden, wird diese Schmach nicht ertragen und seine Demission geben. — Es bleibt nur die einzige Besorgniß, daß der König diese Demission nicht annimmt."

Um zehn Uhr Morgens wußte man im Louvre die Entscheidung des Cardinals noch nicht, und erwartete sie mit Ungeduld. Merkwürdigerweise schien zwischen den erhabenen Personen, welche sie erwarteten, die größte Uebereinstimmung zu herrschen.

Diese Personen waren: der König, die Königin, die Königin-Mutter und Monsieur.

Monsieur hatte sich mit seiner Mutter scheinbar versöhnt; wir sagen scheinbar, denn Monsieur haßte eigentlich ohne Unterschied die ganze Welt; er errieth die Verachtung, welche alle Welt gegen ihn hegte, unter den Lobsprüchen und Schmeicheleien, die ihm dargebracht wurden, und vergalt diese Verachtung mit Haß.

Der Ort der Vereinigung war das neben dem Schlafgemache der Königin Anna liegende Boudoir, in welchem wir einmal Frau von Fargis belauschten, wie sie ihrer Gebieterin Rathschläge gab.

In den Gemächern des Königs, der Königin-Mutter und Monsieurs hielt sich eine Anzahl von Personen auf, die auf das geringste Geräusch horchten, wie vor dem Feinde auf Vorposten stehende Schildwachen. In dem Zimmer des Königs befanden sich La Vieuville, Beautru und Baradas, welch' Letzterer wieder auf den Gipfel seiner Macht gelangt war; im Zimmer der Königin-Mutter warteten der Cardinal von Bérulle und Vauthier; in dem Zimmer des Herzogs von Orleans wartete der Arzt Sénelle, welchem Du Tremblaye den berüchtigten, in Chiffern geschriebenen Brief entwendet hatte, durch den Monsieur aufgefordert wurde, wenn er in Ungnade fallen sollte, nach Lothringen zu entfliehen. Der Doctor hatte geglaubt, der Brief sei ganz einfach verlorengegangen und er behielt daher in seinem Dienste den Menschen, der ihn verrieth, und sich bereithielt, ihn abermals zu verrathen, da er für seinen Verrath reichlich belohnt worden war.

Auch in dem Zimmer der Königin war es nicht einsam; hier befanden sich Frau von Chevreuse, Frau von Fargis und die Zwergin Gretchen, für deren Treue, wie man sich erinnern wird, die Infantin Clara Eugenia sich verbürgt hatte, und welche durch ihre winzige Statur auch nützlich werden konnte, da sie dort durchzuschlüpfen vermochte, wo man sonst Niemand hinzuschicken wagte.

Um halb eilf Uhr kam der an den Cardinal abgesandte Bote zurück. Er wurde unverzüglich in das Boudoir der Königin eingeführt.

Der König nahm den Brief mit sichtlicher Bewegung in die Hand, und Alle, die im Zimmer waren, betrachteten mit ängstlichen Blicken dieses Couvert, welches das Schicksal all'

dieses Hasses und Ehrgeizes, die in ihren Herzen aufgespeichert waren, enthielt.

„Hat der Cardinal Dir nicht aufgetragen, mir etwas mündlich zu sagen?"

„Nein, Sire; er empfahl mir blos, diesen Brief nur in die Hände Euer Majestät zu legen."

„Es ist gut; Du kannst gehen."

Der Bote entfernte sich.

Der König öffnete den Brief und schickte sich an, ihn zu lesen.

„Leset laut, Sire," rief Maria von Medicis mit einem Tone, in welchem sich der Befehl mit der Bitte verband.

Der König blickte sie an, wie um sie zu fragen, ob das laute Lesen nicht etwas Unzukömmliches wäre.

„Nicht doch!" sagte die Königin-Mutter; „haben wir nicht Alle, die wir hier vereint sind, dasselbe Interesse?"

Ein leichtes Zucken der Augenbrauen des Königs verrieth, daß Ludwig XIII. in diesem Puncte nicht ganz die Ansicht seiner Mutter zu theilen schien, aber sei es, um ihrem Wunsche zu entsprechen, sei es aus Gewohnheit des Gehorsams, er fing an den Brief zu lesen, den unsere Leser zwar schon kennen welchen wir indeß wiederholen, damit sie die Wirkung beurtheilen können, welche die einzelnen Sätze und Ausdrücke auf die verschiedenen Zuhörer machten.

Der König las also:

„Sire!"

Es wurde so still in dem Gemache, daß der König sich veranlaßt fühlte, seine Augen von dem Papiere zu erheben und sich sein Auditorium zu betrachten, ob es nicht in lauter Phantome verwandelt worden sei.

„Wir hören, Sire!" sagte Maria von Medicis ungeduldig.

Der König, welcher am wenigsten ungeduldig von Allen

war, vielleicht weil er vom Standpunkte des Königthums aus die Wichtigkeit der Situation am besten begriff, las nun langsam und mit einer Stimme, welche hörbar zitterte:

„Sire, ich fühle mich so sehr als möglich durch den neuen Beweis der Achtung und des Vertrauens geschmeichelt, mit dem Eure Majestät mich zu beehren beliebten.“

„O,“ rief Maria von Medicis, unfähig ihre Ungeduld länger zu bemeistern, „er nimmt an!“

„Wartet, Madame,“ sagte der König, „es ist hier noch ein Aber.“

„Also leset, Sire! Leset!“

„Wenn Ihr wollt, daß ich lese, Madame, so unterbrecht mich nicht.“

Und er fuhr fort:

„Leider ist es mir jedoch unmöglich, ihn anzunehmen.“

„Er weigert sich also?“ riefen die beiden Königinnen.

Der König machte eine Bewegung des Mißbehagens.

„Entschuldiget uns, Sire,“ sagte Maria von Medicis, „und leset weiter.“

Anna von Oesterreich, obwohl eben so glücklich über den Entschluß des Cardinals, wie die Königin-Mutter, aber mehr Herrin ihrer selbst, legte ihre vor Erregung zitternde weiße Hand auf die Seidenrobe ihrer Schwiegermutter, um ihr Stillschweigen anzuempfehlen.

Der König las weiter:

„Meine ohnehin schon wankende Gesundheit hat sich während der Belagerung von La Rochelle, die wir mit Gottes Hilfe zu einem glücklichen Ende führten, noch verschlimmert; die Anstrengungen dieser Belagerung haben mich vollends erschöpft, und mein Arzt, meine Familie, meine Freunde, verlangen dringend von mir das Versprechen, mich einer vollkommenen Ruhe zu überlassen, welche mir die gänzliche Zurückgezogenheit von allen Geschäften und die Abgeschiedenheit eines Landaufenthaltes gewähren können.“

„O," sagte die Königin-Mutter, aus tiefer Brust erleichtert aufathmend, „so möge er denn ausruhen zum Besten des Reiches und des europäischen Friedens!"

„Mutter, Mutter!" flüsterte der Herzog von Orleans, der mit Besorgniß sah, daß der Blick des Königs den Ausdruck des Zornes annahm.

Anna von Oesterreich zog ihrerseits ihre Schwiegermutter heftiger am Kleide.

Diese aber war unfähig, sich zu beherrschen.

„Niemals, niemals werdet Ihr wissen, mein Sohn, was ich diesem Menschen vorzuwerfen habe."

„In der That, Madame," sagte Ludwig XIII., „weiß ich es sehr wohl."

Er legte auf die letzten Worte eine halb boshafte, halb düstere Betonung und fuhr dann im Lesen fort:

„Ich begebe mich also, Sire, in mein Haus zu Chaillot, welches ich in der Voraussicht eines solchen Bedürfnisses gekauft habe, indem ich Euch bitte, meine Demission anzunehmen, und mich nach wie vor für Euren ergebensten, namentlich für Euren treuesten Unterthan zu halten.

„Armand Cardinal Richelieu."

Die Personen, die im Zimmer waren, erhoben sich sämmtlich von ihren Sitzen, da sie den Brief beendet glaubten; die beiden Königinnen umarmten einander und der Herzog von Orleans näherte sich dem Könige, um ihm die Hand zu küssen.

Aber der König hielt alle Welt mit seinem Blicke zurück.

„Der Brief ist noch nicht zu Ende; er hat noch ein Postscriptum."

Obwohl Frau von Sevigné damals noch nicht gesagt hatte, daß der wichtigste Theil eines Briefes gewöhnlich die Nachschrift sei, blieben doch bei der Mittheilung von dem Vorhandensein einer solchen Alle in gespannter Erwartung ste-

hen, und Maria konnte sich nicht enthalten, zu ihrem Sohne zu sagen:

„Ich hoffe, Sire, daß, wenn auch der Cardinal von seinem Entschlusse zurückkommen sollte, Ihr dennoch in dem Euren nicht wanken werdet."

„Ich habe das Versprechen gegeben, Madame!" sagte Ludwig XIII.

„Hören wir das Postscriptum!" drängte Monsieur.

Der König las:

„Eure Majestät erhalten beiliegend die Listen der Armee und der Artillerie; was die Summe betrifft, welche von den sechs Millionen, die gegen meine Bürgschaft aufgenommen wurden, noch übrig ist, so beträgt sie 3,882,000 Livres in einer Casse eingeschlossen, deren Schlüssel mein Secretär Euer Majestät mit diesem Briefe zugleich überreichen wird."

„Mehr als drei Millionen!" rief die Königin-Mutter mit dem Ausdrucke einer Habgier, die sie nicht zu verbergen suchte.

Der König stampfte unwillig mit dem Fuße, worauf Stillschweigen eintrat.

„Da ich kein Arbeitscabinet im Louvre besitze und den Transport wichtiger Staatsschriften für bedenklich halte, biete ich nicht allein mein Cabinet, sondern mein ganzes Haus Euer Majestät an. Da Alles, was ich habe, von Euch kömmt, Sire, so gehört auch Alles, was ich besitze, nur Euch. Meine Diener werden in dem Hause bleiben, um den Dienst zu erleichtern und die täglichen Berichte nicht in Stockung zu bringen.

„Heute um zwei Uhr können Euer Majestät von meinem Hause Besitz nehmen lassen.

„Ich beendige diese Zeilen, wie ich die vorhergehenden beendigt habe, indem ich mich den allergehorsamsten und allertreuesten Diener Eurer Majestät nenne.

„Armand Cardinal Richelieu."

„So!“ sagte der König mit düsterem Blicke und rauher Stimme; „nun seid Ihr ja Alle zufrieden und Jedes von Euch glaubt bereits Herr zu sein.“

Die Königin-Mutter, welche auf diese Herrschaft am meisten zählte, antwortete zuerst.

„Ihr wißt besser als Jedermann, Sire, daß hier außer Euch Keiner Herr ist und daß ich die Erste sein werde, die das Beispiel des Gehorsams gibt; damit aber die Geschäfte nicht unter der Abwesenheit des Cardinals leiden, würde ich mir einen Vorschlag erlauben.“

„Und welchen, Madame? Jeder von Euch kommende Vorschlag wird Uns willkommen sein.“

„Er geht dahin, so bald als möglich einen Rath zu bilden, der die inneren Angelegenheiten in Eurer Abwesenheit, Sire, zu verwalten hätte.“

„Ihr scheint also jetzt nicht mehr dieselben Besorgnisse für meine Gesundheit zu hegen, da Ihr annehmt, daß ich in Gesellschaft meines Bruders in den Krieg ziehe, wie damals, wo Ihr glaubtet, ich würde es in Gesellschaft des Cardinals thun?“

„Ihr schienet in diesem Punkte so entschlossen, mein Sohn, als Ihr meinen Bitten und denen Eurer Gemalin so hartnäckig Widerstand leistetet, daß ich es nicht mehr wage, darauf zurückzukommen.“

„Und wen schlagt Ihr zur Bildung dieses Rathes vor?“

„Ich sehe keinen Tauglicheren, als den Cardinal Bérulle, den Ihr an die Stelle des Cardinals Richelieu setzen könnt, Sire.“

„Und dann?“

„La Vieuville steht den Finanzen vor, Marillac ist Siegelbewahrer; man könnte sie auf ihren Posten belassen.“

Der König nickte.

„Und für den Krieg?“

„Ihr habet da den Bruder des Siegelbewahrers, Mar-

schall Marillac. Solch' ein Rath würde nach meiner Ansicht für die Sicherheit des Staates und den regelmäßigen Gang der Geschäfte genügen."

„Dann sind ja zwei Admiralsstellen, die von Lorient und die von Ponant, welche der Cardinal wohl zugleich mit seiner Ministerwürde niedergelegt hat," sagte der Herzog von Orleans.

„Ihr scheint zu vergessen, Monsieur, daß er die eine von dem Herzog von Guise, die andere von dem Herzoge von Montmorency gekauft und jede mit einer Million bezahlt hat."

„Nun, so wird man sie ihm wieder abkaufen," sagte Monsieur.

„Mit seinem eigenen Gelde, nicht wahr?" fragte der König, dem seine natürliche Gerechtigkeitsliebe diesen Handel, zu dem er Monsieur für fähig hielt, in seiner ganzen Schändlichkeit zeigte.

Monsieur fühlte den Stich und erwiederte:

„Nicht doch, Sire; mit der Erlaubniß Ew. Majestät würde ich die eine zurückkaufen, und ich glaube, daß der Herzog von Condé die andere gern an sich brächte, wenn es der König nicht vorzieht, daß ich beide kaufe; gewöhnlich waren es die Brüder der Könige, welche die Stelle der Großadmiräle von Frankreich bekleideten."

„Gut," sagte der König, „wir werden das überlegen."

„Nur glaube ich, mein Sohn," sagte die Königin-Mutter, „daß Ihr, bevor Ihr die Casse des Cardinals Herrn von Vieuville zur Controlle übergebet, einige Schenkungen machen könntet, ohne daß irgend Jemand darum wissen müßte."

„Auf keinen Fall an meinen Bruder," sagte der König, „er ist, wie es scheint, reicher als ich selbst. Sagte er nicht soeben, er hätte zwei Millionen bereit, um die beiden Admiralitätsstellen des Cardinals zurückzukaufen?"

„Ich sagte, daß ich sie herbeischaffen würde, Sire. Hat der Herr Cardinal auf sein bloßes Wort sechs Millionen aufgetrieben, so wird es mir wohl gelingen, zwei aufzutreiben, wenn ich meine Güter verpfände.“

„Ich, die ich keine Güter habe,“ sagte Maria von Medicis, „brauchte sehr nothwendig 100,000 Livres, welche ich vom Cardinal verlangte, der mir aber nur 50,000 Livres gab. Die anderen fünfzigtausend wollte ich meinem Maler Rubens geben, welcher erst 10,000 Livres als Abschlagszahlung für die zweiundzwanzig Bilder bekommen hat, die er für die Galerie des Luxembourg malt, und die das Andenken Eures Vaters, Sire, verherrlichen sollen.“

„Und um das Andenken meines Vaters willen,“ sagte Ludwig XIII. mit einer Betonung, die seine Mutter erbeben machte, „werdet Ihr die Summe erhalten.“

Dann wandte er sich an seine Gemalin.

„Und Ihr, Madame? Habt Ihr kein derartiges Anliegen an mich?“

„Ihr habt mich ermächtigt, Sire,“ sagte Anna, die Augen senkend, „bei Lopez eine Perlenschnur zu ergänzen, welche Ihr mir einst schenktet, und in welcher einzelne Perlen matt geworden waren. Diese Perlen sind jedoch von so seltener Größe, daß die Ergänzung eine Summe von mehr als 20,000 Livres kostet.“

„Ihr sollt sie haben, Madame, und so groß die Summe auch ist, so wird doch nicht zum zehnten Theil die Angst und Besorgniß um meine Gesundheit damit bezahlt, welche Euch gestern bewog, mich anzuflehen, ich möge mich nicht dem Schnee und den Stürmen der Alpen — an der Seite des Cardinals aussetzen. — — — — Habt Ihr vielleicht noch irgend eine Bitte?“

Anna schwieg.

Die Königin-Mutter nahm für sie das Wort.

„Ich weiß,“ sagte sie, „daß es die Königin, Eure Ge-

malin, glücklich machen würde, wenn sie durch ein Geschenk von 10,000 Livres die Ergebenheit ihrer Ehrendame, der Frau von Fargis, belohnen könnte, welche ihrerseits die Hälfte dieser Summe ihrem Gatten, unserem Gesandten in Madrid, schicken würde, der bei seinem geringen Gehalte nicht in der Lage ist, Euer Majestät würdig zu repräsentiren."

„Das Begehren ist so bescheiden," erwiederte der König, „daß ich es nicht unerfüllt lassen kann."

„Was mich anbelangt," sagte Monsieur, „so hoffe ich, Ihr werdet, da Ihr mich mit einem hervorragenden Posten bei dem Feldzuge betraut, auch so großmüthig sein, nicht zu verlangen, daß ich den Feldzug so zu sagen auf eigene Kosten unternehme und mir einen Rüstungsbeitrag von —"

Monsieur zögerte die Summe zu nennen.

„Von wie viel?" fragte der König.

„Wenigstens von 150,000 Livres auszahlen zu lassen."

„Ich begreife," sagte der König mit einem Anfluge von Ironie, „daß Ihr, da Ihr soeben für zwei Admiralsstellen zwei Millionen auszugeben — versprachet, in Euren Geldverhältnissen nun etwas knapp seid; aber Ich mache Euch aufmerksam, daß es dem Cardinal bei dieser Belagerung von La Rochelle, obwohl er zwei Millionen wirklich ausgegeben hatte, um die Admiralsstellen von den Herzogen Guise und Montmorency zu kaufen, dennoch nicht einfiel, von Mir oder von Frankreich 150,000 Livres zu verlangen; daß er im Gegentheil Mir und Frankreich sechs Millionen geliehen hat. Es ist freilich wahr, daß er nicht Mein Bruder ist und daß man die Verwandtschaft bezahlen muß."

„Aber," sagte Maria von Medicis, „wenn das Geld nicht Eurer Familie zu Gute kommen soll, Sire, wer soll es dann genießen?"

„Es ist wahr, Madame; und da haben Wir auch wirklich in irgend einem Winkel Unseres Familienwappens einen Pelikan. Dieser gibt seinen Jungen, wenn er keine Nahrung

mehr für sie hat, sein eigenes Blut zu trinken. Es ist wahr, daß er es seinen Jungen gibt, es ist auch wahr, daß Ich keine Kinder habe. Aber vielleicht gäbe er es wenn er keine Jungen hätte, auch seinen Verwandten. Euer Sohn, Madame, wird die 150,000 Livres als Ausrüstungsbeitrag erhalten."

Ludwig XIII. betonte die Worte Euer Sohn in auffallender Weise, denn er, wie alle Welt, wußte, daß Maria von Medicis von allen ihren Kindern nur Gaston wirklich liebte.

„Ist das Alles?" fragte der König.

„Ja," sagte Marie, „indessen hätte ich auch einen Diener, den ich gern belohnen möchte; obgleich eigentlich keine Belohnung so groß sein kann, um eine so unbedingte Ergebenheit, wie die seinige, zu bezahlen, so stellte man mir doch stets, wenn ich etwas für ihn verlangte, die Geldverlegenheit, in welcher sich die Verwaltung befinde, vor; da nun die Vorsehung es gefügt, daß das Geld, welches uns fehlte . . ."

„Nehmt Euch in Acht, Madame," sagte der König; „nicht von der Vorsehung, sondern von dem Herrn Cardinal kömmt dieses Geld; wenn Ihr die Beiden mit einander verwechselt und der Cardinal für Uns zur Vorsehung wird, so sind Wir große Sünder, daß Wir Uns gegen ihn auflehnen."

„Ich erlaube mir, sei dem wie ihm wolle, zu bemerken, Sire, daß bei Vertheilung Eurer Gunstbezeigungen Herr Vauthier stets leer ausgegangen ist."

„Ich bewillige ihm dieselbe Summe, welche Ich der Frau von Fargis, der Freundin der Königin, bewilligte, aber nun bitte Ich, dabei stehen zu bleiben, denn von drei Millionen achthundertzweiundachtzig Livres, welche die Vorsehung, nein, Ich irre Mich, welche der Cardinal Uns zur Verfügung stellt, sind bereits zweihundertvierzigtausend Livres fort, und man muß doch bedenken, daß auch Ich Freunde und Diener habe, die Ich belohnen will, und wäre es Niemand, als Meinen Narren L'Angely, der nie etwas von Mir verlangt."

„Mein Sohn," sagte Maria, „er hat die hohe Gunst Eurer beständigen Gegenwart."

„Eine ganz eigenthümliche Gunst, welche ihm wohl Niemand streitig machen wird, Madame; aber — es ist Mittag; um zwei Uhr will Ich von dem Cabinet des Cardinals Besitz nehmen und da kratzt schon Beringhen an der Thür, um Mir anzuzeigen, daß Mein Diner servirt ist."

„Guten Appetit, mein Bruder!" sagte Monsieur, der sich schon als Chef zweier Admiralitäten, als Generallieutenant des Feldzuges und Besitzer von 150,000 Livres Ausrüstungskosten sah, und in Folge dessen bei sehr guter Laune war.

„Ich brauche Euch wohl nicht dasselbe zu wünschen, Mein Bruder," sagte Ludwig XIII., „denn in dieser Beziehung bin Ich vollkommen beruhigt."

Und der König verließ das Gemach, erstaunt darüber, daß Staatsgeschäfte ihn veranlaßt hatten, seine gewöhnliche Essenszeit um eine ganze Stunde hinauszuschieben; denn der König pflegte sonst, wie uns sein Leibchronist Herouard erzählt, um elf Uhr oder elf Uhr und zehn Minuten Vormittags zu speisen.

Wäre der würdige Arzt Herouard nicht sechs Monate vorher gestorben, so würden wir bis auf einen Löffel Suppe und eine getrocknete süße Kirsche ganz genau wissen, was Seine Majestät Ludwig XIII. bei dieser Mahlzeit aßen und tranken, welche den wirklichen Beginn seines Königthums eröffnete. Alles, was darüber bis auf uns gelangte, ist indeß, daß er unter vier Augen mit seinem Günstling Baradas speisete und daß er um ein und ein halb Uhr in seine Kutsche stieg, indem er befahl: „Platz Royale, nach dem Hôtel des Herrn Cardinals."

Punkt zwei Uhr trat er dann, geführt durch den Secretär Charpentier, in das Arbeitscabinet des Cardinals, wo er sich auf den Armstuhl des in Ungnade gefallenen Ministers setzte, einen tiefen Seufzer der Befriedigung ausstieß und lächelnd, doch ohne deren Tragweite zu kennen, die Worte murmelte:

„Endlich werde ich regieren!"

VII.

Der König regiert.

Erzogen unter den tollen Verschwendungen der Regentschaft, während welcher alles Geld Frankreichs bei den glänzenden Festen und Turnieren davonflog, welche zu Ehren des schönen dienenden Ritters der Königin gegeben wurden; — zur Regierung gelangt, als Frankreich durch die Plünderung von Heinrichs IV. Schatz verarmt war, den Sully mit großer Mühe angesammelt hatte, und dessen ganzes Gold in die Hände der Epernon, Guise, Condé und aller der großen Herren überging, die man um jeden Preis erkaufen mußte, um an ihnen einen Schild gegen den Haß des Volkes zu gewinnen, welches die Königin ganz laut der Ermordung seines geliebten Königs anklagte, — hatte Ludwig XIII. stets ein ärmliches Leben geführt, bis zu der Stunde, in welcher er den Herzog von Richelieu zu seinem Minister ernannte.

Durch eine weise Verwaltung, bei der er die Sullys zum Muster nahm, der er aber eine größere Uneigennützigkeit hinzufügte, als sein Vorgänger zeigte, war es Richelieu gelungen, die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und das Metall wiederzufinden, welches man für das ausschließliche Eigenthum Spaniens hielt — das Gold.

Aber um welchen Preis war dieser Dictator der Verzweiflung dahin gelangt? Er durfte nicht an das Mittel von 1789 denken, welches dennoch den Bankerott von 1795 nicht verhinderte, — an das Mittel nämlich, den Adel und die

Geistlichkeit zu besteuern. Bei dem ersten Vorschlage dazu wäre er unfehlbar gestürzt worden; er mußte daher in den Eingeweiden Frankreichs selbst suchen, das heißt bei dem Volke und bei den Armen, und dabei half ihm seine unermüdliche Festigkeit und Thätigkeit. Und wurde das Volk auch noch mehr ausgesogen, so mußte er dennoch Frankreich zu Grunde richten, um es zu retten, welches im Westen von England, im Osten und Norden von Oesterreich und im Süden von Spanien bedroht wurde.

Binnen vier Jahren steigerte er die Steuern um 19 Millionen; und in der That mußte er eine Flotte schaffen, das Heer erhalten, die Augen vor dem Elende des Volkes, die Ohren vor dem Geschrei der Armee verschließen. Besonders mußte er in Ermangelung eines Liebestrankes und eines Zauberringes ein Mittel ausfindig machen, um sich des Königs zu bemächtigen.

Dieses Mittel fand Richelieu.

Ludwig XIII. hatte noch niemals Geld besessen; er ließ ihn welches erblicken.

Daher rührte die Verblendung Ludwigs XIII. und seine Bewunderung für seinen Minister.

Wie hätte er auch in der That nicht einen Mann bewundern müssen, der unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit sechs Millionen auftrieb, während der König nicht nur auf sein Wort, sondern auch auf seine Unterschrift keine fünfzigtausend Thaler hätte finden können.

Er konnte daher nur mit Mühe an die 3,880,000 Livres glauben.

Das Erste, was der König von Charpentier verlangte, war daher auch der Schlüssel zu dem berühmten Schatze.

Ohne irgend eine Bemerkung zu machen, bat Charpentier den König, sich zu erheben, zog den Schreibtisch in die Mitte des Cabinets, hob den Teppich empor, auf welchen

gestern der Minister und heute der König seine Füße gesetzt hatte, und deckte einen geheimen Versteck auf, den er durch den Druck auf eine verborgene Feder öffnete, und in welchem man eine gewaltige eiserne Kiste erblicken konnte.

Durch eine gewisse Ordnung von Buchstaben und Zahlen, mit welcher Charpentier den König bekannt machte, ließ dieser Kasten sich leicht öffnen und es zeigte sich nun den geblendeten Augen Ludwigs XIII. die Summe, nach deren Anblick ihm mit solcher Ungeduld verlangt hatte.

Dann verneigte er sich vor dem Könige, entfernte sich nach dem zuvor erhaltenen Befehle aus dem Cabinet und ließ in demselben allein mit einander die beiden Majestäten zurück: die des Goldes und die der Macht.

In jener Zeit, in welcher es noch keine Bank und kein Papiergeld gab, war das baare Geld in Frankreich sehr selten. Die 3,880,000 Livres des Cardinals wurden daher durch ungefähr eine Million Gold mit den Bildnissen Carls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. dargestellt, durch etwa eine Million spanische Dublonen, durch sieben- bis achtmalhunderttausend Livres in mexikanischen Barren und der Rest durch einen kleinen Beutel mit Diamanten, deren jeder, wie ein Bonbon, in ein Papier gewickelt war, auf welchem sein Werth geschrieben stand.

Statt des freudigen Gefühles, welches Ludwig XIII. bei dem Anblicke dieses Goldes zu empfinden geglaubt hatte, wurde er im Gegentheile von einer unbeschreiblichen Traurigkeit ergriffen.

Nachdem er die Stücke besichtigt und die verschiedenen Bilder erkannt hatte, versenkte er seine Arme in dieses Meer mit den fahlen Wogen, um dessen Tiefe zu ergründen; dann wog er in seinen Händen die Schwere der Goldbarren, spiegelte sich in dem glänzenden Lichte der Diamanten, und brachte Alles wieder an seine Stelle. Endlich richtete er sich empor und betrachtete diese Millionen, die Dem, welcher sie zusammen-

gebracht hatte, so große Mühe gekostet hatten und welche die Frucht der reinsten, uneigennützigsten Ergebenheit waren.

Er dachte daran, mit welcher Leichtigkeit er vor einigen Stunden einen guten Theil dieses Geldes verschenkt hatte, um damit Dienste zu belohnen, die sich stets feindlich gegen ihn gewendet hatten; um den Haß zu vergelten, der gegen den Mann gehegt wurde, von dem all' dies Gold kam, und er stellte sich, wenngleich mit Widerstreben, die Frage, ob die Anwendung dieses Geldes durch ihn ebenso vortheilhaft für ihn selbst und für Frankreich sich gestalten werde, als wenn es in der Verwaltung seines weisen Ministers geblieben wäre.

Dann rief er durch ein Glockenzeichen Charpentier herbei, befahl ihm, die Casse zu verschließen und händigte ihm die Schlüssel ein.

Er hatte aus der Casse nicht ein einziges Goldstück genommen.

„Ihr werdet von der hier verschlossenen Summe nicht das Geringste ausfolgen, Charpentier, ohne daß Ihr einen schriftlichen Befehl von Meiner Hand erhaltet."

Charpentier verbeugte sich.

„Mit wem werde Ich arbeiten?" fragte der König.

„Der Herr Cardinal arbeitete stets allein," antwortete der Secretär.

„Allein? Und woran arbeitete er allein?"

„An den Staatsgeschäften, Sire."

„Aber das scheint Mir ein Ding der Unmöglichkeit."

„Er hatte seine Agenten, die ihm Bericht erstatteten."

„Welches waren seine Hauptagenten?"

„Der Pater Josef, der Spanier Lopez, Herr von Souscarrières und Andere, die ich Euer Majestät nennen werde, wenn sie sich vorstellen, oder wenn ich ihre Berichte überbringe; übrigens sind Alle bereits benachrichtigt, daß sie sich jetzt an Euer Majestät zu wenden haben."

„Gut!"

„Außerdem, Sire, sind die Agenten, welche der Cardinal bei den verschiedenen europäischen Regierungen unterhält, Herr von Beautru in Spanien, Herr von la Saludie in Italien, Herr von Charnassé in Deutschland. Couriere haben deren Rückkunft für heute oder morgen angezeigt."

„Sobald sie angekommen sind, werdet Ihr sie Mir vorstellen. Wartet vielleicht in diesem Augenblicke Jemand in dem Vorzimmer?"

„Cavois, der Capitän der Garde des Cardinals, wünscht sich Euer Majestät vorstellen zu dürfen."

„Ich hörte, daß Cavois ein ehrlicher Mensch und ein braver Soldat sei; es wird Mich freuen, ihn zu sehen."

Charpentier ging zur Empfangsthür.

„Herr Cavois!" rief er.

Cavois erschien.

„Tretet näher," sagte der König, „Ihr wünschtet Mich zu sprechen?"

„Ja, Sire; ich möchte eine Gnade von Euer Majestät erbitten."

„Sprechet. Ihr geltet für einen guten Diener; Ich werde mich freuen, Euren Wunsch zu erfüllen."

„Sire, ich möchte unterthänigst um meinen Abschied bitten."

„Um Euren Abschied? Und warum, Herr Cavois?"

„Weil ich dem Cardinal gehörte, und jetzt Niemandem gehöre."

„O, Pardon, Herr Cavois; Ihr gehöret Mir!"

„Ich weiß, daß Euer Majestät mich zwingen können, in Eurem Dienste zu bleiben; aber ich bemerke im Voraus, daß ich ein schlechter Diener sein würde."

„Und warum das, da Ihr unter dem Cardinal ein guter Diener gewesen seid?"

„Weil das Herz dabei war, Sire."

„Und bei Meinem Dienste?"

„Ich muß gestehen, da wäre blos die Pflicht."

„Und was fesselte Euch denn so sehr an den Cardinal?"

„Das Gute, das er mir gethan hat."

„Und wenn Ich eben so viel, ja noch mehr Gutes an Euch thun wollte?"

Cavois schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht mehr dasselbe," sagte er.

„Wie? Das wäre nicht dasselbe?" fragte der König gereizt.

„Nein; das Gute hat nur dann einen Werth, wenn der Zeitpunkt da ist, wo man es braucht; als der Cardinal mich unterstützte, hatte ich eben geheiratet; er half mir, daß ich mein Hauswesen einrichten, meine Kinder erziehen konnte. Neuerdings erst hat er mir, oder eigentlich meiner Frau, ein Privilegium verliehen, durch welches wir zehn- bis zwölftausend Livres jährlich gewinnen."

„Ah, der Herr Cardinal stattete die Frauen seiner Diener mit Staatsämtern aus, welche zehn- bis zwölftausend Livres abwerfen? Das ist gut zu wissen."

„Ich sprach von keinem Amte, Sire, sondern von einem Privilegium."

„Und welcher Art ist das Privilegium, das der Madame Cavois zu Theil wurde?"

„Es ist das Recht, zur halben Rechnung mit Herrn Michel in den Straßen von Paris Sänften zu vermiethen."

Der König überlegte einen Augenblick, während er Cavois fest betrachtete, der in echt militärischer Haltung, kerzengerade, unbeweglich, den Hut in der Rechten und den kleinen Finger seiner linken Hand an der Naht seiner Beinkleider, vor ihm stand.

„Und wenn Ich Euch, Herr Cavois, unter Meinen Garden denselben Grad einräume, den Ihr in der Garde des Cardinals eingenommen habt?"

„Ihr habt schon Herrn von Fussac, Sire, der ein

tadelloser Offizier ist, und dem Euer Majestät keinen Kummer werden bereiten wollen."

„Ich werde Fussac zum General machen."

„Wenn Fussac, wie ich voraussetze, Euer Majestät so liebt, wie ich den Cardinal liebe, so wird er es vorziehen, in Eurer Nähe Capitän zu bleiben, als entfernt von Euch General zu sein."

„Aber, wenn Ihr den Dienst wirklich verlaßt, Cavois —"

„Das ist mein Wunsch, Majestät."

„So werdet Ihr doch als Belohnung für die Zeit Eures Dienstes bei dem Herrn Cardinal eine Gratification von fünfzehnhundert bis zweitausend Pistolen annehmen?"

„Sire," sagte Cavois, sich verneigend, „für die Zeit, in welcher ich dem Cardinal diente, wurde ich nach meinen Verdiensten und darüber hinaus belohnt. Es beginnt ein Krieg, und ein solcher kostet Geld, viel Geld. Bewahrt das Geld für Jene, die sich schlagen werden, und gebt es nicht Jenen, die ihr Geschick an das eines Menschen geknüpft haben und da er gefallen ist, es vorziehen, mit ihm zu fallen."

„Denken alle Diener des Cardinals wie Ihr, Cavois?"

„Ich glaube es, Sire, und rechne mich sogar zu den Unwürdigeren von ihnen."

„Also strebet Ihr nach nichts? Habt Ihr gar keinen Wunsch?"

„Ich begehre nichts, als die Ehre zu haben, dem Herrn Cardinal überall hin folgen zu dürfen, wohin er geht, und stets zu seinem Hause, und wäre es auch als der niedrigste seiner Diener, gehören zu dürfen."

„Gut, Herr Cavois," sagte der König, durch so viel Hartnäckigkeit verletzt, „Ihr seid frei!"

Cavois grüßte, ging rückwärts aus dem Zimmer und

stieß in der Thür mit Charpentier zusammen, welcher eben eintrat.

„Und Ihr, Charpentier,“ rief ihm der König zu, „solltet Ihr Euch auch, wie Savois, weigern, in Meine Dienste zu treten?“

„Nein, Sire, da ich von dem Herrn Cardinal den Befehl erhalten habe, bei Ew. Majestät so lange zu bleiben, bis ein anderer Minister an seine Stelle kömmt, damit Ew. Majestät mittlerweile über die Geschäfte unterrichtet bleiben.“

„Und wenn statt des Cardinals ein anderer Minister ernannt wird, was werdet Ihr dann thun?“

„Ich werde dann Ew. Majestät bitten, mir die Erlaubniß zur Abreise nach Chaillot zu geben, da der Herr Cardinal an meine Dienste sehr gewöhnt ist.“

„Und wenn Ich den Herrn Cardinal bitten würde, Euch Mir zu überlassen? Ich werde von dem Augenblicke an, wo ein anderer Minister an die Stelle des Cardinals tritt, der gewiß nicht so wie er Alles thun, sondern Mir auch etwas übrig lassen wird, eines Menschen bedürfen, der zugleich geschickt und rechtlich ist, und Ich weiß, daß Ihr diese beiden Eigenschaften in Euch vereinigt.“

„Ich zweifle nicht, daß der Herr Cardinal Euren Wunsch augenblicklich erfüllt, aber dann würde ich mich Ew. Majestät zu Füßen werfen und sagen: „Sire, ich habe einen Vater, der einundsechzig, und eine Mutter, die sechzig Jahre alt ist; ich konnte sie um des Cardinals willen verlassen, der sie in ihrem Elende unterstützt, zu wohlhabenden Leuten und glücklich gemacht hat, aber in dem Augenblicke, wo ich nicht mehr dem Cardinal gehöre, ist mein Platz an ihrer Seite; Sire, gestattet mir die Gnade, meinen Aeltern die Augen zudrücken zu dürfen.“ Ich bin überzeugt, Ew. Majestät würden mir dann meine Bitte nicht abschlagen.“

„Ehre Vater und Mutter, damit Du lange lebest,“

sagte immer gereizter der König. „Sobald der neue Minister ernannt ist, werdet auch Ihr frei sein, Herr Charpentier."

„Soll ich den Schlüssel zurückgeben, den Euer Majestät mir anvertrauten?"

„Behaltet ihn; wenn der Cardinal, der so gut bedient war, daß Ich ihn um seine Diener beneide, denselben in Eure Hände gab, so kann er sich wohl nicht in den Händen eines rechtschaffeneren Mannes befinden. Nur bitte Ich, stets meine Unterschrift zu beachten, und die von Mir verlangten Summen, aber auch nur diese, auszahlen zu lassen."

Charpentier verneigte sich.

„Habt Ihr nicht hier einen Menschen Namens Rossignol, von dem Ich als von einem besonders geschickten Dechiffreur geheimer Schriften reden hörte?"

„Ja, Sire."

„Ich wünsche ihn zu sehen."

„Wenn Ihr dreimal an die Glocke schlagt, Majestät, so wird er erscheinen."

„Gebet selbst das Zeichen."

Charpentier gab das Zeichen und sofort trat Rossignol in das Zimmer.

Er hielt ein Papier in der Hand.

„Soll ich gehen oder bleiben?" fragte Charpentier.

„Laßt uns allein."

Charpentier entfernte sich.

„Heißt Ihr Rossignol?" fragte der König.

„Ja, Sire," erwiederte Rossignol, dessen Blicke noch immer auf dem Papiere, das er in der Hand hielt, herumirrten.

„Man sagt, Ihr seid ein geschickter Entchifferer."

„Es ist wahr, Sire, daß ich in dieser Kunst nicht meinesgleichen zu haben glaube."

„Ihr seid im Stande, alle Geheimschriften zu lesen?"

„Es gibt nur eine, welche ich bis jetzt nicht entchiffert habe, aber mit Hilfe Gottes wird es mir gelingen, auch zu dieser den Schlüssel zu finden.“

„Welche Geheimschrift habt Ihr zuletzt entchiffert?“

„Einen Brief des Herzogs von Lothringen an Se. Hoheit Monsieur!“

„An meinen Bruder?“

„Ja, Sire, an Se. königliche Hoheit.“

„Und was schrieb Lothringen an meinen Bruder?“

„Majestät wünschen es zu wissen?“

„Natürlich!“

„Ich will den Brief holen.“

Rossignol wandte sich zum Gehen; nach einigen Schritten jedoch blieb er stehen.

„Wünschen Eure Majestät das Original oder die Uebersetzung?“

„Beide, Herr Rossignol.“

Mit der Schnelligkeit eines Wiesels, dessen Schädelbildung er auch vollkommen hatte, lief Rossignol in sein Cabinet, dann kehrte er zurück, die beiden verlangten Papiere in der Hand, während er im Gehen sich damit beschäftigte, die Chiffre jenes Papieres zu errathen, welches er in der Hand hielt, als ihn der König hatte rufen lassen.

„Hier sind die Papiere, Sire.“

Und er übergab dem Könige den Brief des Herzogs von Lothringen und die Uebersetzung desselben.

„Der König begann mit dem Originale und las:

„Wenn Jupiter . . .“

„Monsieur,“ unterbrach Rossignol den König.

„Aus dem Olympe verjagt sein wird . . .“ setzte der König seine Lectüre fort.

„Das heißt aus dem Louvre!“ sagte Rossignol.

„Und warum sollte Monsieur vom Hofe verbannt werden?“ fragte Ludwig XIII.

„Weil er conspirirt!“ erwiederte Rossignol mit großer Ruhe.

„Monsieur conspirirt? Und gegen wen?“

„Gegen Ew. Majestät und gegen den Staat.“

„Wißt Ihr auch, was Ihr mir da sagt, mein Herr?“

„Ich sage, Sire, nur das, was Ihr sogleich lesen werdet.“

„. . . so kann er nach Creta flüchten,“ las der König weiter.

„Das heißt nach Lothringen.“

„. . . Minos . . .“

„Der Herzog Carl IV.“

„. . . wird ihm seine Gastfreundschaft mit Vergnügen anbieten, aber die Gesundheit Cephalos . . .“

„Die Gesundheit Ew. Majestät!“

„Mich also nennt er Cephalos?“

„Ja, Sire.“

„Ich weiß wohl, wer Minos war, aber es ist Mir entfallen, wer und was Cephalos gewesen ist.“

„Cephalos war ein thessalischer Prinz, verheiratet mit einer sehr schönen atheniensischen Prinzeß, die er aber wegen ihrer Untreue weggejagt hatte. Später versöhnte er sich mit ihr.“

„Ludwig XIII. runzelte die Stirn.

„Und dieser Cephalos, Gemal einer ungetreuen Gattin, mit der er sich trotzdem versöhnt, das bin Ich?“

„Ja, Sire, hier in diesem Briefe seid Ihr dieser Cephalos.“

„Seid Ihr dessen sicher?“

„Vollkommen; übrigens werden Ew. Majestät ja sehen.“

„Wo sind Wir geblieben?“

„Wenn Monsieur aus dem Louvre vertrieben worden

sein wird, kann er sich nach Lothringen flüchten, Herzog Carl IV. wird ihm seine Gastfreundschaft mit Vergnügen anbieten, aber die Gesundheit Cephalos ..." da seid Ihr stehen geblieben, Sire!"

„... kann nicht mehr lange andauern ...." las Ludwig XIII.

„Was heißt das?"

„Das soll heißen, daß Ew. Majestät krank und nach der Ansicht des Herzogs von Lothringen sehr krank sind."

„O," sagte der König erbleichend, „ich bin also sehr krank?"

Er eilte zum Spiegel, sich in demselben zu sehen, suchte in der Tasche nach seinem Riechsalze, da er es aber nicht fand, machte er eine gewaltsame Anstrengung und las mit bewegter Stimme weiter:

„... Warum sollte man im Falle des Todes nicht Procris ..." Procris?"

„Die Königin," sagte Rossignol, „Procris war eben die ungetreue Frau des Cephalos."

„... nicht Procris mit Jupiter vermälen? — Wie, die Königin mit Monsieur?"

„Ja, Sire, mit Monsieur."

Der König wischte sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirn und fuhr fort:

„... Es ist das Gerücht verbreitet, daß das Orakel ..."

„Der Herr Cardinal!"

„... sich der Procris entledigen will, um die Hand der Venus ..."

Der König blickte Rossignol an, der seinerseits noch immer auf das Papier stierte, das er in Händen hielt.

„Venus? Wer ist Venus?" fragte der König ungeduldig.

„Frau von Combalet," erwiederte Rossignol.

„ . . . dem Cephalos zu geben.“ Wie? man wollte mich mit Frau von Combalet verheiraten?“

„Während also Jupiter fortfährt, der Hebe die Cur zu machen . . .“

„Hebe ist die Prinzessin Maria von Gonzaga.“

„ . . . und dadurch mit Juno in Uneinigkeit zu kommen scheint . . .“

„Mit der Königin-Mutter.“

„ . . . ist es wichtig, daß, so schlau es ist oder vielmehr zu sein glaubt, das Orakel sich täusche.

„Minos.“

„Ah!“ sagte der König, nachdem er mit dem Lesen zu Ende war, „das ist also das Geheimniß dieser großen Liebe, die man der Stelle eines Generallieutenants aufopfert; also Meine Gesundheit kann nicht von langer Dauer sein, und nach Meinem Tode will man Meine Witwe an Meinen Bruder verheiraten? Aber wenn auch krank und sehr krank, wie sie sagen, bin Ich doch noch nicht todt. Also, Mein Bruder verschwört sich gegen Mich und wird, wenn die Verschwörung entdeckt werden sollte, gastliche Aufnahme beim Herzoge finden? Als ob Frankreich dies Lothringen mitsammt seinem Herzoge nicht auf einen Bissen verschlucken könnte.“

Dann wandte er sich an Rossignol.

„Auf welche Art ist dieser Brief in die Hände des Herrn Cardinals gelangt?“

„Er war Herrn Senelle anvertraut worden.“

„Einer Meiner Aerzte; Ich bin in der That gut bedient,“ sagte Ludwig XIII.

„Und der Kammerdiener des Herrn Senelle war, in Voraussicht einer Cabale zwischen den Höfen von Lothringen und Frankreich, im Voraus durch den Pater Josef gewonnen.“

„Dieser Pater Josef ist, wie es scheint, ein geschickter Mensch?“

Rossignol zwinkerte mit den Augen.

„Er ist der Schatten des Herrn Cardinals,“ sagte er.

„Und der Kammerdiener des Herrn Senelle? . .?“

„Stahl seinem Herrn den Brief und schickte ihn uns.“

„Was that da Senelle?“

„Er war noch nicht weit von Nancy entfernt, kehrte also dahin zurück und sagte dem Herzoge, daß er aus Unachtsamkeit den Brief mit anderen Papieren verbrannt habe; der Herzog ahnte nichts und gab ihm einen zweiten, der dann in die Hände Monsieurs gelangte.“

„Und was hat Mein Bruder Jupiter dem weisen Minos geantwortet?“ fragte der König, fieberhaft lachend, so daß die Spitzen seines Schnurbartes noch eine Weile zitterten, als er bereits zu lachen aufgehört hatte.

„Das weiß ich noch nicht; es ist eben jene Antwort, die ich hier gerade in der Hand halte.“

„Wie, das wäre die Antwort Meines Bruders?“

„Ja, Sire!“

„Gebet!“

„Euer Majestät werden nichts davon verstehen, da ich selbst noch nichts davon weiß.“

„Wie das?“

„Weil sie, durch das Verlorengehen des ersten Briefes argwöhnisch gemacht, eine neue Chiffernschrift erfunden haben.“

Der König warf einen Blick auf das Schreiben und las einige vollkommen unverständliche Worte.

„Und Ihr könntet errathen, was das heißen soll?“

„Ich werde es morgen wissen, Sire!“

„Es ist nicht die Schrift Meines Bruders.“

„Nein; diesmal hat der Kammerdiener aus Furcht vor Entdeckung nicht gewagt, den Brief zu stehlen und hat sich damit begnügt, ihn abzuschreiben.“

„Und wann wurde dieser Brief geschrieben?“

„Heute gegen Mittag, Sire!"

„Und Ihr habt bereits die Abschrift?"

„Um zwei Uhr händigte Pater Josef sie mir ein."

Der König dachte einen Augenblick nach; dann sagte er zu dem kleinen Manne:

„Ihr werdet bei Mir bleiben, Rossignol, nicht wahr?"

„Ja, Sire, bis dieser Brief entchiffert ist."

„Wie! Bis dieser Brief entchiffert ist? Ich glaubte, Ihr ständet in dem Dienste des Herrn Cardinals?"

„Ich bin in seinem Dienst, aber nur so lange, als er Minister ist; von dem Augenblicke an, wo er es zu sein aufhört, hat er meine Dienste nicht mehr nöthig."

„Aber Ich bedarf Eurer, Rossignol."

„Sire," sagte Rossignol und schüttelte so energisch mit dem Kopfe, daß die Augengläser ihm von der Nase herabzufallen drohten; „ich verlasse morgen Frankreich."

„Und warum?"

„Weil ich mir im Dienste des Cardinals, d. h. in Eurem Dienste, Sire, durch meine Kunst unter den hohen Herren des Hofes große Feinde gemacht habe, gegen deren Haß der Herr Cardinal allein mich zu schützen vermochte."

„Und wenn Ich Euch beschütze?"

„Euer Majestät werden wohl die Absicht dazu haben, aber —"

„Aber —"

„Aber es wird Euch die Macht fehlen."

„So?" sagte der König, die Stirn runzelnd.

„Uebrigens," fuhr Rossignol fort, „verdanke ich Alles dem Herrn Cardinal. Ich war ein armer Bursche aus Alby; zufällig erfuhr der Herr Cardinal von meinem Talente, ließ mich kommen, gab mir eine Stelle zuerst von tausend, dann von zweitausend Thalern; später fügte er für jeden übersetzten Brief zwanzig Pistolen hinzu, so daß ich mir seit

den sechs Jahren, die ich in seinem Dienste bin, und während welcher ich wöchentlich ein bis zwei Briefe entchifferte, ein hübsches Vermögen erwarb, das ich vortrefflich angelegt habe."

„Wo das?"

„In England, Sire."

„Ihr gehet also nach England, um dort in die Dienste des Königs Carl zu treten?

„König Carl hat mir zweitausend Pistolen jährlich und eine Belohnung von fünfzig Pistolen für jeden Brief angeboten, wenn ich den Dienst des Cardinals verlassen wollte; ich habe es jedoch abgeschlagen."

„Und falls Ich Euch so viel anbieten würde, wie der König Carl?"

„Sire, das Leben ist das Kostbarste, was der Mensch hat, denn wenn man einmal unter der Erde ist, kömmt man nicht wieder empor; nun, da der Cardinal in Ungnade ist, würde ich trotz des Schutzes Eurer Majestät, und vielleicht eben dieses Schutzes wegen, nicht acht Tage mehr leben. Es bedurfte heute Morgen der ganzen Autorität des Herrn Cardinals, mich von dem Entschlusse abzubringen, mit ihm zugleich Paris zu verlassen, und mich zu bewegen, mein Leben für ihn auf vierundzwanzig Stunden in die Schanze zu schlagen."

„Für Mich habet Ihr aber nicht im Sinne, Euch zu opfern?"

„Eine solche Ergebenheit ist man nur seinen Verwandten und seinen Wohlthätern schuldig; suchet diese Ergebenheit, Sire, unter Euren Verwandten oder unter Denen, welchen Ihr Gutes gethan habt, und ich bin überzeugt, daß Ihr sie dort finden werdet."

„Ihr seid davon überzeugt? Ich meinerseits zweifle daran."

„Und nun, da ich Euer Majestät Alles gesagt habe,

bitte ich, meiner Abreise, die nach der Dechiffrirung dieses Briefes erfolgen soll, kein Hinderniß entgegenzusetzen."

„Ich werde Mich Eurer Reise unter der Bedingung nicht widersetzen, daß Ihr nicht in den Dienst eines andern Fürsten tretet, der Euer Talent zum Nachtheile Frankreichs ausbeuten würde."

„Ich gebe Euer Majestät mein Wort."

„Ihr könnt nun gehen! Der Herr Cardinal ist sehr glücklich, daß er solche Diener hat, wie Euch und Eure Gefährten."

Der König blickte auf seine Uhr.

„Vier Uhr," sagte er. „Morgen um zehn Uhr Vormittags werde Ich hier sein; trachtet, daß dann die Uebersetzung fertig sei."

„Sie wird es sein, Sire!"

Der König nahm den Hut.

„Wollen Euer Majestät nicht den Pater Josef vorlassen?" fragte Rossignol.

„In der That! Sobald er kömmt, möge Charpentier ihn herbringen."

„Er ist bereis da, Sire!"

„Er möge eintreten! Ich will gleich mit ihm sprechen."

Rossignol verließ das Zimmer und die „graue Eminenz" trat ein.

Pater Josef verbeugte sich, auf der Schwelle stehend, tief vor dem Könige.

„Tretet näher," sagte der König.

Der Mönch näherte sich mit gesenktem Kopfe und über der Brust gefalteten Händen.

„Wartet Ihr schon lange?"

„Seit einer Stunde, Sire."

„Und Ihr wartetet so lange, ohne Mich von Eurer Anwesenheit zu benachrichtigen?"

„Ein armseliger Mönch, wie ich bin, hat nur Eines zu thun: die Befehle seines Königs zu erwarten."

„Ihr seid ein Mann von großen Talenten, wie man versichert."

„Es sind meine Feinde, die dieses Gerücht verbreiten," sagte Pater Josef mit gesenkten Blicken.

„Ihr halfet dem Cardinal die Last seiner Regierungsgeschäfte tragen?"

„Wie Simon von Cyrene unserem Heilande das Kreuz tragen half."

„Ihr seid ein großer Kämpe des Christenthums, und im 11. Jahrhunderte hättet Ihr, ein zweiter Peter der Einsiedler, den Kreuzzug gepredigt."

„Ich habe ihn im 17. Jahrhunderte gepredigt, aber ohne Erfolg."

„Wie das?"

„Ich verfaßte ein lateinisches Gedicht, in welchem ich die geistlichen Fürsten zum Kampfe gegen die Muselmänner aufforderte; aber die Zeiten sind vorüber."

„Ihr habt dem Cardinal wichtige Dienste geleistet?"

„Seine Eminenz konnten nicht Alles bewältigen und ich half ihm nach meinen schwachen Kräften."

„Wie viel gab Euch der Cardinal jährlich?"

„Nichts, Sire; es ist unserem Orden verboten, etwas Anderes als Almosen anzunehmen und der Herr Cardinal bezahlte blos meinen Wagen."

„Ihr besitzet einen Wagen?"

„Ja, Sire; doch nicht aus dem Geiste den Stolzes. Ich hatte anfangs einen Esel."

„Das Thier, auf dem unser Heiland voll Demuth ritt," sagte der König.

„Abєr der Herr Cardinal fand, daß ich nicht schnell genug vorwärts käme."

„Und er gab Euch eine Kutsche?"

„Nein, Sire, zuerst ein Pferd; aus Demuth wies ich die Kutsche zurück. Zum Unglück war dies Pferd eine Stute, so daß eines Tages mein Secretär, der Pater Angelo Sabini, der einen Hengst ritt —"

„Ja, Ich begreife," fiel ihm der König in das Wort. „Dann nahmet Ihr die Kutsche an, die der Cardinal Euch geboten hatte."

„Ja, Sire; ich ergab mich darein. Dann dachte ich auch, es sei dem Herrn wohlgefällig, daß Die, welche sich selbst demüthigen, erhöht werden."

„Trotz des Rücktrittes des Cardinals wünsche Ich Euch in Meiner Nähe zu behalten; Ihr werdet Mir mittheilen, welches die Vortheile sind, die Euch erwünscht wären und die Ich Euch bieten könnte."

„Gar keine, Sire; ich besitze vielleicht schon jetzt zu viel für mein Seelenheil."

„Aber Ihr habt doch wohl einen Wunsch, den ich befriedigen könnte?"

„Den, in mein Kloster zurückzukehren, aus dem Ich nie hätte scheiden sollen."

„Ihr seid den Staatsgeschäften zu unentbehrlich, als daß Ich das erlauben könnte," sagte der König.

„Ich hatte nur durch die Augen Seiner Eminenz Einsicht in dieselben; ist die Fackel ausgelöscht, so bin ich erblindet."

„In allen Ständen, also auch in dem religiösen, ist es erlaubt, einen mit seinen Verdiensten im Einklang stehenden Ehrgeiz zu nähren. Gott hat Niemand sein Talent verliehen, damit er ein brachliegendes Feld aus demselben mache. Der Herr Cardinal ist ein Beispiel der Höhe, die man in der Gesellschaft erreichen kann."

„Und von welcher man auch herabstürzen kann."

„Aber fiele man auch noch so tief, sobald man mit dem Cardinalshute fällt, wird der Sturz gemildert."

Ein Blitz zuckte unter den gesenkten Augenlidern des Mönches hervor; dieser Blitz war den Augen des Königs nicht entgangen.

„Habt Ihr nie von den hohen kirchlichen Würden geträumt?"

„Bei dem Herrn Cardinal habe ich vielleicht zuweilen solche Verblendungen gehabt."

„Weshalb nur bei dem Herrn Cardinal?"

„Weil ich seines ganzen Einflusses in Rom bedurft hätte, um zu einem solchen Ziele zu gelangen."

„Ihr glaubt also, daß Mein Einfluß nicht so viel werth ist, wie der seinige?"

„Eure Majestät wolltet den Cardinalshut dem Erzbischofe von Tours geben lassen und Ihr scheitertet dabei; um so viel mehr würde dies daher bei einem armen Capuziner der Fall sein."

Ludwig XIII. sah den Pater Josef mit einem durchbohrenden Blicke an; aber es war ihm nicht möglich, auf dessen Marmorstirn oder in dessen gesenkten Augen irgend etwas zu lesen.

Nur die Lippen schienen beweglich zu sein.

„Dann," fuhr der Capuziner fort, „gibt es auch eine Thatsache, welche bei der Aufgabe, die Gott und der Herr Cardinal mir gestellt haben, alle anderen Erwägungen überbietet. Es gibt dabei eine Menge Gelegenheiten, Sünden zu begehen, welche das Heil meiner Seele gefährden würden. Bei dem Herrn Cardinal, der von Rom große Macht der Freisprechung empfing, brauche ich nicht besorgt zu sein. Der Herr Cardinal absolvirt mich; damit ist Alles abgemacht und ich schlafe ruhig. Wenn ich aber einem weltlichen Herrn diente und wäre es selbst ein König, so könnte dieser mich nicht absolviren. Ich könnte dann nicht mehr sündigen und folglich auch meine Aufgabe nicht gewissenhaft erfüllen."

Der König sah den Mönch, während derselbe sprach,

fest an und es sprach sich dabei auf seinem Gesichte ein gewisser Widerwille aus.

„Und wann wollt Ihr in Euer Kloster zurückkehren?"

„Sobald ich die Erlaubniß von Ew. Majestät dazu erhalte."

„Ihr habt sie bereits!" sagte trocken der König.

Der Mönch entfernte sich langsam aus dem Gemache, nachdem er sich nochmals tief verbeugt hatte.

Mit denselben Schritten, wie er eingetreten war, kalten und steifen Schritten, wie die einer Bildsäule, entfernte er sich, selbst ohne den König von der Schwelle der Thür aus noch einmal zu grüßen.

„Heuchlerischer, ehrgeiziger Mensch," murmelte der König, „Deinen Verlust beklage Ich nicht."

Dann folgte er ihm einige Secunden mit den Augen durch das Dämmerlicht des Vorgemaches.

„Gleichviel!" sagte er endlich. „Eines ist gewiß! Wenn Ich heute Meine Demission als König einreichte, wie diesen Morgen der Cardinal die seinige als Minister eingereicht hat, so fände Ich nicht, gleich ihm, vier Menschen, die bereit wären, Mir in das Exil zu folgen und Meine Ungnade zu theilen; ja Ich fände nicht dreie, nicht zweie, vielleicht sogar nicht einen einzigen."

Dann besann er sich.

„Ja," sagte er, „Ich würde doch einen finden, Meinen Freund Angely! — Aber das ist freilich ein Narr!"

VIII.

Die Gesandten.

Am andern Tage, genau um zehn Uhr Morgens, befand sich der König wieder im Cabinet des Cardinals.

Die Erfahrungen, die er daselbst machte, interessirten ihn, so demüthigend sie für ihn auch sein mochten.

Als er Tags vorher in den Louvre zurückgekehrt war, hatte er Niemand mehr vorgelassen, sich in sein Zimmer eingeschlossen und den Rest des Tages mit seinem Pagen Baradas verbracht, dem er als Belohnung dafür, daß er ihn von dem Cardinal befreit hatte, eine Anweisung auf dreitausend Pistolen, zahlbar durch Charpentier, gab.

Es war nur gerecht, daß Baradas zuerst belohnt wurde, da er mehr gethan hatte, wie die Anderen. Uebrigens wollte der König auch, ehe er Monsieur seine 150,000 Livres gab, der Königin ihre 30,000 Livres, der Königin-Mutter ihre 50,000 Livres, die Antwort Monsieurs an den Herzog von Lothringen sehen, welche Rossignol ihm für den nächsten Morgen um zehn Uhr versprochen hatte.

Kaum war der König in das Arbeitscabinet des Cardinals getreten, und noch hatte er Mantel und Hut nicht abgelegt, als er schon das für Rossignol bestimmte Zeichen mit der Glocke gab.

Rossignol erschien mit seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit.

„Nun?“ fragte ihn voll Ungeduld der König.

„Die Lösung ist gefunden, Sire.“

„Gebet schnell.“

„Hier ist die Uebersetzung des Briefes, Sire.“

Der König las:

„Die Königin, die Königin-Mutter und der Herzog von Orleans sind entzückt; der Cardinal ist todt. Der König will König sein. Der Krieg mit König Murmelthier ist beschlossen, aber der Herzog von Orleans wird ihn leiten. Der Herzog von Orleans, verliebt in die Tochter des Herzogs von Lothringen, will in keinem Falle die Königin heiraten, die sieben Jahre älter ist, als er; die einzige Besorgniß bleibt, daß die Königin beim Tode des Köngs durch die Bemühungen der Frau von Fargis oder der Herzogin von Chevreuse guter Hoffnung sei.

„Gaston von Orleans.“

Der König hatte den Brief ohne alle Unterbrechung gelesen, nur wischte er sich während dessen mehrmals den Schweiß von der Stirn und stampfte heftig auf den Fußboden.

„Guter Hoffnung!“ murmelte er. „Guter Hoffnung! Auf jeden Fall würde sie es nicht von Mir sein!“

Darauf wendete er sich zu Rossignol.

„Sind das die ersten Briefe dieser Art, die Ihr entziffert?“ fragte der König.

„O nein, Sire; ich habe schon mehr als zehn ähnlichen Inhalts in Händen gehabt.“

„Und der Herr Cardinal hat Mir dieselben nicht gezeigt?“

„Wozu sollte er Ew. Majestät beunruhigen, da er ja darüber wachte, daß Euch kein Leid geschehe?“

„Aber angeklagt und vertrieben von diesen Leuten, hätte er sich ja der Waffen bedienen können, die er gegen sie in Händen hielt.“

„Er fürchtete, diese Waffen würden den König mehr als seine Gegner verletzen.“

Der König ging einige Mal gesenkten Hauptes und den Hut in die Stirne gedrückt, mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab; dann wandte er sich an Rossignol.

„Machet Mir Abschriften von diesen Briefen und fügt zu jedem den Schlüssel bei."

„Ja, Sire!"

„Glaubt Ihr, daß noch mehrere Briefe dieser Art folgen werden?"

„Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, Sire."

„Welche Personen habe Ich heute zu empfangen?"

„Das wird Charpentier wissen."

Bevor Rossignol noch das Zimmer verlassen hatte, gab der König bereits mit fieberhaft zitternder Hand das für Charpentier bestimmte Glockenzeichen.

Diese heftigen und schnell aufeinanderfolgenden Schläge verriethen die Gemüthsstimmung des Königs.

Charpentier trat rasch ein, aber er blieb auf der Schwelle stehen.

Der König stand nachdenkend da, die Augen zu Boden gesenkt, die Hand auf den Schreibtisch des Cardinals gestützt.

„Guter Hoffnung," murmelte er vor sich hin. „Die Königin guter Hoffnung! Ein Fremder auf dem Throne Frankreichs! Vielleicht sogar ein Engländer!"

Dann flüsterte er mit so leiser Stimme, daß es schien, als fürchtete er, selbst zu hören, was er sagte:

„Es ist indeß nichts unmöglich; das Beispiel dazu ist in der Familie selbst gegeben worden, wie man behauptet!"

Er glaubte, der Secretär wäre dem Rufe nicht gefolgt, er erhob daher lebhaft den Kopf und wollte zum zweiten Male auf die Glocke schlagen, als Charpentier, der die Absicht errieth, rasch vortrat und sagte:

„Hier bin ich, Sire!"

„Es ist gut!" sagte der König, indem er ihn ansah.

und seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen trachtete. „Was thun Wir heute?"

„Sire, der Graf von Beautru ist aus Spanien, der Vicomte von la Saludie aus Venedig angekommen."

„Was war ihre Mission daselbst?"

„Ich weiß es nicht, Sire; ich hatte gestern die Ehre, zu berichten, daß der Cardinal sie gesendet hat, und daß auch Herr von Charnassé heute oder morgen aus Schweden zurückerwartet wird."

„Ihr sagtet ihnen, daß der Cardinal nicht mehr Minister ist, und daß Ich sie an seiner Stelle empfangen würde?"

„Ich habe ihnen den Befehl Sr. Eminenz mitgetheilt, der dahin geht, sie mögen Ew. Majestät Rechenschaft von dem Resultate ihrer Sendung ablegen, wie ihm selbst."

„Wer ist der zuerst Angekommene?"

„Herr von Beautru."

„Sobald er kömmt, lasset ihn vor."

„Er ist bereits im Vorzimmer."

„Er trete ein."

Der Gesandte trat ein; er war noch im Reiseanzuge und entschuldigte sich damit, daß er geglaubt habe, vor den Cardinal zu kommen; da er aber einmal im Vorzimmer gewesen sei, Se. Majestät nicht habe lange warten lassen wollen.

„Herr von Beautru," sagte der König, „ich weiß, daß der Herr Cardinal große Stücke auf Euch hält, namentlich was Eure aufrichtige Ergebenheit betrifft, indem er oft sagte, das einfache Gewissen eines Beautru sei ihm lieber, als zwei Cardinäle wie Bérulle."

„Sire, ich glaube des Vertrauens würdig zu sein, mit dem mich der Herr Cardinal beehrt."

„Und Ihr werdet Euch wohl auch Meines Vertrauens würdig zeigen, indem Ihr Mir Alles berichtet, was Ihr ihm berichtet hättet."

„Alles, Sire?“ fragte Beautru und richtete seinen Blick fest auf den König.

„Alles! Ich suche seit zwei Tagen die Wahrheit und will sie ganz wissen.“

„Wohlan, Sire, so beginnt damit, Euren Gesandten, den Herrn von Fargis, abzuberufen, der, statt die Instructionen des Herrn Cardinals zu befolgen, welche die Wohlfahrt und die Größe Euer Majestät im Auge haben, sich von der Königin-Mutter Verhaltungsbefehle geben läßt, deren Ziel die Erniedrigung Frankreichs ist.“

„Man hat Mir schon davon gesagt; Ich werde es überlegen. Habt Ihr den Grafen Olivarez gesehen?“

„Ja, Sire!“

„Mit welcher Botschaft waret Ihr für ihn betraut?“

„Es möge, wenn nur immer möglich, die mantuanische Angelegenheit gütlich beigelegt werden.“

„Nun?“

„Als ich mit ihm von Geschäften reden wollte, führte er mich in den Hühnerhof König Philipp's, wo die seltensten Arten dieser Thiere vereinigt sind, und bot mir einige Muster davon für Euer Majestät an.“

„Wie es also scheint, machte er sich einen Scherz mit Euch?“

„Und mit Dem, den ich vertrat.“

„Mein Herr!“

„Ihr verlangtet die Wahrheit, Sire; ich sage sie. Wollt Ihr, daß ich lüge? Ich besitze genug Geist, um Lügen zu erfinden, die sich angenehm anhören, statt der Wahrheiten, die zuweilen etwas rauh klingen.“

„Nein; sagt die Wahrheit, sie sei beschaffen, wie sie wolle. Was hält man von unserem italienischen Feldzuge?“

„Man lacht darüber, Sire.“

„Wie, man lacht darüber? Weiß man nicht, daß Ich die Oberleitung übernehme?“

„In der That weiß man davon; aber man glaubt, daß die Königin Euch umstimmen werde, so daß Ihr Monsieur das Commando gebt. Da man alsdann Niemand gehorchen wird, als den Königinnen und Monsieur, so wird es mit dieser Expedition nicht anders gehen, als mit der des Herzogs von Nevers."

„Das also glaubt man in Madrid?"

„Ja, Sire, und man ist sogar dessen so gewiß, daß man an Don Gonzalvo von Cordova geschrieben hat: „Wenn es wirklich der König und Monsieur ist, welche die Armee commandiren, so braucht Ihr Euch nicht zu beunruhigen; die Armee wird dann den Paß von Susa nicht überschreiten; sollte es aber der Cardinal sein, der bei dem Könige oder allein die Armee führt, dann vernachlässiget nichts, was zur Unterstützung des Herzogs von Savoyen dienen könnte."

„Ihr seid dessen, was Ihr mir da sagt, sicher?"

„Vollkommen, Sire."

Wieder maß der König das Zimmer mit großen Schritten. Sein Hut war dabei sehr in die Stirne gedrückt, stets ein Zeichen großer Aufregung bei ihm. Plötzlich blieb er hart vor Beautru stehen.

„Und die Königin?" fragte er; „habt Ihr nichts über diese gehört?"

„Hofgespräche, sonst nichts."

„Und was sagten diese Hofgespräche?"

„Nichts, was Euer Majestät mitgetheilt werden könnte."

„Ich will Alles wissen."

„Verleumdungen, Sire. Beschmutzt Euren Geist nicht mit diesem Kothe."

„Ich sage Euch, mein Herr," rief Ludwig XIII., ungeduldig mit dem Fuße stampfend, „daß Ich wissen will, was man über die Königin spricht, sei es nun Verleumdung oder Wahrheit."

Beautru verneigte sich.

„Den Befehlen Euer Majestät muß jeder treue Unterthan gehorchen.“

„So gehorchet denn.“

„Nun, man sagt, da Eure Gesundheit wankend ist—“

„Wankend? Meine Gesundheit wankend? Also in Spanien wie in Lothringen ist Mein naher Tod der Hoffnungsanker? — Weiter!“

„Ihre Majestät die Königin alle Mittel anwenden würde, um sich zu sichern —“

Beautru zögerte.

„Um sich was zu sichern?“ fragte der König. „Sprecht! Aber so sprecht doch!“

„Die Regentschaft!“

„Aber es gibt nur dann eine Regentschaft, wenn ein Thronerbe vorhanden ist.“

„Um sich die Regentschaft zu sichern!“ wiederholte Beautru fest.

Der König stampfte mit dem Fuße.

„Also dort, wie hier; in Spanien, wie in Lothringen! In Lothringen die Furcht, in Spanien die Hoffnung! Und die Königin Regentin, das heißt in der That so viel, als die Spanier in Paris. — Das ist es also, Beautru, was man dort sagt?“

„Ihr habt befohlen, Sire, daß ich sprechen sollte; ich gehorchte.“

Und Beautru verneigte sich vor dem Könige.

„Ihr thatet wohl, Mir nichts zu verschweigen. Ich sagte, daß Ich die Wahrheit suche. Ich bin jetzt auf ihrer Spur, und ein viel zu guter Jäger, um diese Spur nicht bis zum Ende zu verfolgen.“

„Was befehlen nun Ew. Majestät?“

„Pflegt der Ruhe, Ihr müßt ermüdet sein.“

„Ew. Majestät sagen mir nicht, ob ich das Glück ge-

habt habe, Euer Wohlgefallen zu erregen, oder das Unglück, Euch zu verletzen."

„Ich kann Euch nicht sagen, daß Ihr Mir angenehm gewesen seid; aber Ihr habt Mir einen Dienst erwiesen, was bei weitem mehr werth ist; es ist die Stelle eines Staatsraths erledigt; erinnert Mich daran, daß Ich Jemand zu belohnen habe.«

Und Ludwig XIII. zog seinen Handschuh ab und reichte dem außerordentlichen Gesandten bei Philipp IV. seine Hand zum Kusse.

Beautru entfernte sich, der Etikette gemäß, rückwärts aus dem Gemache.

„Also," sagte der König, als er allein war; „Mein Tod ist eine Hoffnung, Meine Ehre ein Spielzeug und Meine Erbfolge ein Lotto-Einsatz! Mein Bruder wird nur auf den Thron gelangen, um Frankreich zu verrathen und zu verkaufen. Meine Mutter, die Witwe Heinrich's IV., die Witwe des großen Königs, den man ermordete, weil er stets größer wurde, und sein Schatten den anderer Reiche verdunkelte — Meine Mutter wird ihn dabei unterstützen. Zum Glück" — dabei fing der König an gellend und krampfhaft zu lachen — „zum Glück würde Alles gerettet sein, wenn die Königin bei Meinem Tode guter Hoffnung wäre! — Wie gut ist es doch, daß Ich verheiratet bin!"

Dann fügte er mit verdüstertem Blicke und erhöhter Stimme hinzu:

„Nun wundert es Mich nicht mehr, daß sie Alle gegen den Cardinal sind."

Es schien ihm, als vernehme er ein leises Geräusch an der Thür, und wirklich drehte sich dieselbe in ihren Angeln.

„Wollen Ew. Majestät Herrn von la Saludie empfangen?" fragte Charpentier.

„Natürlich!" sagte der König; „Alles was ich hier vernehme, ist von großem Interesse für mich."

Dann fügte er wieder mit jenem krampfhaften Lachen hinzu:

„Da sage man noch, daß die Könige erfahren, was rings um sie vorgeht! Sie sind wohl die Letzten, die es kennen lernen; wenn sie es aber ernstlich wollen, so erfahren sie es umständlich.“

Herr von la Saludie zeigte sich in der Thür.

„Kommt näher,“ sagte der König; „Ich erwarte Euch; man hat Euch wohl gesagt, daß Ich den Platz des Cardinals vorderhand einnehme? Sprecht und habt vor Mir nicht mehr Geheimnisse, als Ihr für ihn gehabt hättet.“

„Aber, Sire, wie die Sachen jetzt stehen,“ sagte Herr von la Saludie, „weiß ich nicht, ob ich Euch wiederholen darf —“

„Was?“

„Die Lobsprüche, die man in Italien einem Manne spendet. der das Unglück zu haben scheint, Ew. Majestät zu mißfallen.“

„Also lobt man den Herrn Cardinal in Italien? Und was sagt man jenseits der Berge von ihm?“

„Sire, man weiß dort nicht, daß der Herr Cardinal nicht mehr Minister ist und wünscht Euer Majestät Glück dazu, daß das erste militärische und politische Genie des Jahrhunderts in Euren Diensten steht. Die Nachricht von der Einnahme La Rochelle's, die ich im Auftrage des Herrn Cardinals in Mantua, in Venedig und bei Sr. Heiligkeit, Papst Urban VIII. meldete, wurde in Mantua mit Freude, in Venedig mit Enthusiasmus, in Rom mit Erkenntlichkeit aufgenommen; der Feldzug in Italien, den Euer Majestät jetzt beabsichtigen, erschreckt daher Carl Emanuel, während er die anderen Fürsten beruhigt und ihnen äußerst erfreulich ist. Hier sind Briefe aus Rom, aus Venedig und Mantua, welche das Vertrauen in das Genie des Cardinals aussprechen, und hier sind von diesen drei Mächten Wechsel im Betrage von

einer und einer halben Million, als Subsidiengelder für diesen Feldzug, ausgestellt."

„Und auf wessen Namen lauten diese Wechsel?"

„Auf den Namen des Cardinals; er hat sie nur zu indossiren und das Geld bei den Bankiers jener Staaten einzucassiren, da sie nach Sicht zahlbar sind."

Der König nahm die Wechsel und besah sie von allen Seiten.

„Eine und eine halbe Million!" sagte er; „dann noch die sechs Millionen, die der Cardinal aufgenommen hat. Mit dieser Summe wollen Wir den Feldzug bestreiten, und all' dies Geld kömmt von jenem Manne, der auch den Ruhm und die Größe Frankreichs begründete!"

Plötzlich schien eine Idee das Gehirn des Königs zu durchzucken.

Er ging rasch zur Glocke und that zwei Schläge.

Charpentier erschien sofort.

„Wißt Ihr," fragte der König, „von wem der Cardinal die sechs Millionen erhielt, welche die ersten Kriegskosten decken sollen?"

„Ja, Sire, von Herrn von Bullion."

„Hat sich dieser Mensch lange geweigert, ehe er das Geld darlieh?"

„Im Gegentheil, Sire, er hat es dem Cardinal angeboten."

„Wie das?"

„Der Herr Cardinal klagte darüber, daß die Armee des Marquis von Uxelle sich auflöste, weil ihm an Geld fehle, welches die Königin-Mutter sich angeeignet habe, und an Lebensmitteln, die der Marschall Créquy nicht liefere."

„Das ist eine verlorene Armee!" sagte der Herr Cardinal.

„Nun dann," sagte Bullion, „man muß eine andere ausheben, das ist Alles!"

„Und womit?" fragte Se. Eminenz.

„Womit? Ich gebe Euch so viel, um damit eine Armee von 50,000 Mann auf die Beine zu bringen, und noch eine Million in Gold darüber."

„Wann?"

„So bald als möglich! Heute Abend, wenn das nicht zu spät ist!"

„Der Herr Cardinal lachte.

„Ihr habt also das Geld in der Tasche?" fragte er.

„Nein, aber ich habe es bei Fieubet, dem Schatzmeister der Ersparnisse; ich werde Euch einen Bon darüber ausstellen, und Ihr könnt es holen lassen."

„Und welche Bürgschaft verlangt Ihr?"

„Euer Wort, Monseigneur!" sagte Bullion, sich vor Sr. Eminenz verbeugend.

„Und das Geschäft wurde abgeschlossen."

„Es ist gut, Charpentier," sagte der König. „Ihr wisset, wo Bullion wohnt?"

„Ja, Sire."

„Wartet!"

Und der König schrieb folgende Zeilen:

„Herr von Bullion! Ich brauche für Meinen persönlichen Dienst 50,000 Livres, die Ich nicht von dem Gelde nehmen will, welches Ihr die Güte hattet, Meinem Minister Richelieu zu leihen. Schickt Mir, wenn es Euch möglich ist, die Summe; Ich verpfände Euch mein Wort, daß Ich sie in einem Monate zurückerstatte.

„Euer wohlgeneigter

„Ludwig."

Dann wandte sich der König zu Charpentier.

„Ist Beringhen im Vorzimmer?" fragte er.

„Ja, Sire."

„Saget ihm, er möge eine Sänfte nehmen, dieses Papier zu Bullion bringen und auf Antwort warten."

Charpentier nahm das Papier und verließ das Gemach, aber er kehrte fast sogleich wieder zurück.

„Nun?“ fragte der König

„Beringhen ist bereits mit der Botschaft weggegangen; ich wollte nur Ew. Majestät melden, daß Herr von Charnassé wartet, der soeben aus Westpreußen angekommen ist und einen Brief des Königs Gustav Adolf an den Cardinal überbringt.“

Ludwig nickte mit dem Kopf.

„Herr von Saludie,“ sagte er, „Wir haben Euch weiter nichts zu sagen.“

„Dann, Sire, bleibt mir nur übrig, Euch meinen demüthigsten Respect auszudrücken, und zugleich das Bedauern auszusprechen, daß der Herr Cardinal nicht mehr hier ist. Er war es, den man in Italien erwartete, auf den man hoffte, und meine Unterthanenpflicht, ebenso wie meine Treue gebieten mir, von Ew. Majestät die Erlaubniß zu erbitten, dem Herrn Cardinal meine Aufwartung machen zu dürfen, obwohl er in Ungnade gefallen ist.“

„Ich werde Euch selbst die Gelegenheit geben, ihn zu besuchen, Herr von la Saludie.“

Der Gesandte verbeugte sich.

„Hier sind die Wechsel von Mantua, Venedig und Rom; geht damit nach Chaillot, übergebt die Papiere dem Herrn Cardinal, da sie für ihn bestimmt sind; bittet ihn, sie zu indossiren; dann begebet Euch im Namen Sr. Eminenz zu Bullion und lasset Euch die Wechsel auszahlen. Damit dieses Geschäft schneller verrichtet werde, bedient Euch meines Wagens. Je eher Ihr zurückkehrt, desto erkenntlicher werde ich für Euren Eifer sein.“

Ohne eine Secunde zu verlieren, entfernte sich la Saludie, um die Befehle des Königs auszuführen.

Charpentier war in der Thür stehen geblieben.

„Ich erwarte Herrn von Charnassé,“ sagte der König.

Nie war der König im Louvre so schnell bedient worden, wie hier im Hause des Cardinals; kaum hatte er den Wunsch ausgesprochen, Herrn von Charnassé zu sehen, so stand auch dieser schon vor ihm.

„Nun, Baron,“ sagte der König, „es scheint, daß Ihr eine gute Reise hattet?“

„Ja, Sire.“

„Wollet Ihr Mir also, ohne zu viel Zeit zu verlieren, Bericht erstatten; seit gestern lerne Ich den Werth der Zeit immer mehr kennen.“

„Euer Majestät wissen, zu welchem Zwecke ich nach Deutschland geschickt wurde?“

„Der Herr Cardinal, der Mein ganzes Vertrauen besaß und beauftragt war, in jeder Hinsicht die Initiative zu ergreifen, begnügte sich, Mir Eure Abreise anzuzeigen; sonst weiß ich von Eurer Sendung nichts.“

„Wünscht Ihr, Sire, daß ich Euch meine Instruction wiederhole?“

„Sprecht!“

„Hier ist sie, Wort für Wort; denn ich habe sie für den Fall, daß die schriftlichen Instructionen verloren gehen sollten, auswendig gelernt.“

„Die Unternehmungen, welche das Haus Oesterreich so häufig zum Nachtheil der Verbündeten des Königs begonnen hat, verpflichten diesen, wirksame Maßregeln zu deren Erhaltung zu ergreifen. Nach der Einnahme von La Rochelle haben daher auch Se. Majestät augenblicklich beschlossen, ihre besten Truppen nach Italien zu senden und dieselben in eigener Person zu commandiren. Demzufolge sendet der König Herrn von Charnassé zu seinen Alliirten in Deutschland, um diese seines aufrichtigen Wunsches zu versichern, ihnen Beistand zu leisten, vorausgesetzt, daß sie, in Uebereinstimmung mit dem Könige, zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung handeln wollen. Herr von Charnassé wird die Mittel auseinandersetzen,

welche Se. Majestät für die geeignetesten und wirksamsten halten, um zu Gunsten seiner Alliirten zu handeln."

„Das ist die allgemeine Instruction; aber ohne Zweifel hattet Ihr noch besondere."

„Ja, für den Herzog Maximilian von Baiern, den Se. Eminenz als Gegner des Kaisers kannten. Er sollte dazu bewogen werden, eine katholische Liga zu bilden, die den Kaiser von seinen Unternehmungen in Deutschland und Italien abzuhalten hätte, während Ferdinand andererseits auch von Gustav Adolf an der Spitze der Protestanten bekämpft würde."

„Und hattet Ihr auch für diesen Monarchen Instructionen?"

„Ich hatte den Auftrag, Gustav Adolf eine jährliche Unterstützung von 500,000 Livres zu versprechen, wenn er sich zum Haupte einer protestantischen Liga machte, wie der Herzog von Baiern zum Chef einer katholischen Liga; ich sollte ihm ferner versprechen, daß Euer Majestät mit ihm zugleich Lothringen angreifen würden, eine Provinz, die den Herd von Intriguen gegen Frankreich bildet."

„Ich verstehe," sagte der König lächelnd; „das ist Creta mit seinem Könige Minos; was würde aber Frankreich dadurch gewinnen, daß es diese Provinz angreift?"

„Daß die österreichischen Fürsten, gezwungen, viele Truppen nach dem Elsaß und an den Oberrhein zu verlegen, ihre Aufmerksamkeit von Italien ablenken, und uns ruhig unser Unternehmen bezüglich Mantua's zu Ende bringen lassen würden."

Ludwig XIII. preßte die Stirn zwischen beide Hände. Diese ausgedehnten Combinationen waren für sein beschränktes Gehirn zu großartig und drohten es zu sprengen.

„Und König Gustav Adolf?" fragte er nach einer Pause. „Nimmt er den Vorschlag an?"

„Ja; aber unter gewissen Bedingungen."

„Und diese sind?"

„Er spricht sie in diesem Briefe aus," sagte Herr von Charnassé. „Wünscht Ihr, Sire, den ganzen Brief zu lesen, oder soll ich, was vielleicht zweckmäßiger wäre, blos den Inhalt desselben mittheilen?"

„Ich will Alles lesen, mein Herr," sagte der König, ihm den Brief aus der Hand nehmend.

„Vergeßt nicht, Sire, daß König Gustav Adolf ein lustiger Geselle ist, der über Alles spottet und sich wenig um diplomatische Formen kümmert, sondern in seiner Art zu denken und zu reden mehr Soldat als König ist."

„Wenn ich es vergessen habe, werde ich mich daran erinnern und wenn ich es nicht weiß, werde ich es erfahren."

Er entsiegelte den Brief und las flüsternd:

„Stuben, nach dem Siege, der die festen Plätze Litthauens und Preußisch-Polens in Schwedens Hände gab.
Am 16. December 1628.

„Mein lieber Cardinal!

„Ihr wißt wohl, daß ich ein wenig Heide bin, und werdet daher nicht über die Vertraulichkeit erstaunt sein, mit der ich an einen Kirchenfürsten schreibe.

„Ihr seid ein großer Mann; mehr als das, ein Mann von Genie; mehr als das, ein ehrlicher Mann; mit Euch kann man reden und Geschäfte machen. Besorgen wir also die Geschäfte Frankreichs und Schwedens zusammen; mit Euch will ich verhandeln, sonst mit Keinem!

„Seid Ihr Eures Königs sicher? Glaubt Ihr, daß er sich nicht nach dem ersten besten Lufthauche dreht, mag er von seiner Mutter, seiner Frau, seinem Bruder, seinem Günstlinge, seinem Beichtvater kommen, und daß Ihr, der Ihr in dem kleinen Finger mehr Genie besitzet, als alle diese Leute zusammen, nicht etwa eines Tages durch irgend eine

Serail-Intrigue wie ein Vezier des Morgenlandes vor die Thür gesetzt werdet?

„In dem Falle, daß Ihr sicher zu sein glaubt, schreibet mir: „Freund Gustav, ich bin dessen gewiß, daß ich alle diese aufbeblasenen Köpfe, die mir so viel Mühe und Kummer verursachten, drei Jahre lang beherrschen werde; ich verpflichte mich für meine Person alle Bedingungen unseres Vertrages zu erfüllen, den ich im Namen des Königs schließe!" Dann beginne ich unverzüglich den Krieg. Doch schreibet mir nicht etwa: „Der König wird dies und das thun!" — Für Euch und auf Euer Wort ziehe ich meine Armee zusammen, steige ich zu Pferde, plündere Prag, brenne Wien nieder und trage den Kampf bis nach Pest; aber für den König von Frankreich und auf sein Wort hin lasse ich nicht eine Trommel rühren, nicht ein Pferd satteln, nicht eine Muskete laden.

„Wenn Euch also die Sache gefällt, so schickt mir Herrn von Charnassé zurück, der mir sehr zusagt, obwohl er ein wenig zu melancholisch ist. Indessen hoffe ich, daß ich ihn während des Feldzuges durch ungarischen Wein aufgeräumter machen werde.

„Ich empfehle Euch nicht dem Schutze Gottes, sondern dem Eures eigenen Genies und nenne mich mit Stolz und Freude Euren wohlgeneigten „Gustav Adolf."

Der König las diesen Brief mit wachsendem Mißvergnügen, und als er damit zu Ende war, zerknitterte er ihn in der Hand.

Dann wandte er sich an Herrn von Charnassé.

„Ihr kennt den Inhalt dieses Briefes?"

„Ich kenne die Feder desselben, nicht die Fassung, Sire."

„Barbar! Nordischer Bär!" murmelte der König zwischen den Zähnen.

„Sire," erlaubte sich Charnassé zu bemerken, „dieser

Barbar hat soeben die Russen und die Polen geschlagen; er ist der Schöpfer der modernen Kriegführung; er allein ist endlich dazu befähigt, dem Ehrgeiz Ferdinands Schranken zu setzen, Tilly und Wallenstein zu schlagen."

„O, ich weiß wohl, daß man das glaubt, daß sogar der Herr Cardinal es annimmt, der große Cardinal, der erste Feldherr seiner Zeit, — nach Gustav Adolf natürlich!"

Und Ludwig XIII. ließ ein heiseres fieberhaftes Lachen hören, welches höhnisch klingen sollte.

„Ich aber," fügte er nach einer Pause hinzu, „ich nehme das nicht an."

„Ich würde es lebhaft bedauern," sagte Herr von Charnassé, „wenn Ew. Majestät sich in diesem Punkte einem Irrthum hingäben."

„Ah," sagte Ludwig XIII., „es scheint, daß Ihr Lust habet, zum Könige von Schweden zurückzukehren?"

„Es würde dies eine große Ehre für mich und ein großes Glück für Frankreich sein."

„Unglücklicherweise," sagte der König, „ist es eine Sache der Unmöglichkeit, da der König von Schweden nur mit dem Cardinal unterhandeln will, und dieser nicht mehr an der Spitze der Geschäfte steht."

In diesem Augenblick hörte man an der Thür ein Kratzen; der König erkannte das Zeichen Beringhen's und befahl ihm, einzutreten.

Der erste Kammerdiener Sr. Majestät trat ein.

„Hier ist die Antwort des Herrn Bullion," sagte er, dem Könige einen Brief mit großem Siegel überreichend.

Der König öffnete und las:

„Sire, ich bin in Verzweiflung! Um dem Herrn Cardinal die Anleihe zu ermöglichen, habe ich meine Casse bis auf den letzten Thaler geleert und so sehr ich wünsche, Ew. Majestät gefällig zu sein, kann ich doch den Zeitpunkt nicht bestimmen, bis zu welchem es mir möglich sein wird, die

50,000 Livres, welche Ew. Majestät wünschen, zu entbehren. „Dero

„getreuester und gehorsamster Unterthan
„Bullion."

Der König biß sich in den Schnurbart. Der Brief Gustavs hatte ihm gezeigt, wie weit sein politischer Credit ging; aus dem Briefe Bullion's erfuhr er, inwiefern sein finanzieller Credit begründet war.

In diesem Augenblick kehrte La Saludie zurück.

Hinter ihm schritten vier Männer, deren jeder unter der Last eines Geldsackes keuchte.

„Was ist das?" fragte der König.

„Das sind die fünfzehnhunderttausend Livres, welche Bullion dem Herrn Cardinal schickt."

„Herr von Bullion? Er ist also bei Gelde?"

„Es scheint so, Sire," sagte La Saludie lächelnd.

„Und auf wen hat er diesmal einen Wechsel gegeben? Etwa wieder auf Fieubet?"

„Nein, Sire; es war zwar anfänglich seine Absicht, aber er sagte später, daß es sich einer so kleinen Summe wegen nicht der Mühe lohne, und gab mir blos eine Anweisung an seinen ersten Commis."

„Der Unverschämte!" murmelte der König, „er hat kein Geld, um mir fünfzigtausend Livres zu leihen, und er findet eine und eine halbe Million, um dem Herzog von Richelieu die Tratten von Mantua, Venedig und Rom auszuzahlen!"

Dann warf er sich in einen Lehnsessel, gebrochen unter der Last der Wahrheiten, die sich ihm seit dem gestrigen Tage unaufhörlich aufbürdeten, und welche anfingen seinen eigenen Augen sein Bild in dem unerbittlichen Spiegel der Wahrheit zu zeigen.

„Meine Herren!" sagte er darauf zu Saludie und Charnassé, „ich danke Euch einstweilen; Ihr seid gute und

treue Diener; ich werde Euch in einigen Tagen rufen lassen, um Euch meinen Willen mitzutheilen."

Dann machte er ihnen mit der Hand ein Zeichen, sie zu verabschieden.

Beide grüßten und zogen sich zurück.

Die vier Träger, welche ihre Last zu Boden gestellt hatten, warteten.

Der König rief nach Charpentier.

Dieser erschien.

„Bezahlet diese Leute," sagte der König, „und leget diese anderthalb Millionen zu dem übrigen Gelde."

Die Träger zogen sich zurück.

„Charpentier," sagte der König, „ich weiß nicht, ob ich morgen hierher kommen werde; ich fühle mich sehr angegriffen."

„Es wäre zu bedauern, wenn Ew. Majestät morgen nicht kämen; es ist der Tag der Berichte."

„Welcher Berichte?"

„Der Berichte der Polizei des Herrn Cardinals."

„Welches sind die vorzüglichsten Agenten?"

„Pater Josef, dem Ew. Majestät erlaubt haben, in sein Kloster zurückzukehren und der daher morgen nicht kommen wird; dann der Spanier Lopez; endlich Herr von Souscarrières."

„Werden diese Berichte schriftlich oder mündlich gemacht?"

„Da die Agenten wissen, daß sie morgen Ew. Majestät zu rapportiren haben, werden sie es mündlich thun."

„Ich werde kommen," sagte der König, indem er sich mit Anstrengung erhob.

„Wenn also die Agenten kommen?" fragte Charpentier.

„Dann sagt ihnen, daß ich sie empfangen werde."

„Allein ich muß Ew. Majestät zuvor über die nähern

Verhältnisse eines Agenten unterrichten, von dem ich bisher noch nicht gesprochen habe."

„Also noch ein vierter Agent?"

„Ein vierter; und zwar ein geheimerer als alle andern."

„Und wer ist dies?"

„Eine Frau, Sire."

„Frau von Combalet?"

„Verzeihung, Majestät; Frau von Combalet ist nicht die Agentin, sondern die Nichte Sr. Eminenz."

„Und wie heißt jene Agentin? Ist es ein bekannter Name?"

„Ein sehr bekannter, Sire."

„Sie nennt sich?"

„Marion de Lorme."

„Der Cardinal empfängt diese Courtisane?"

„Sehr zu seinem Vortheil. Sie war es, die ihn vorgestern Abend davon in Kenntniß setzte, daß er wahrscheinlich heute Morgen in Ungnade fallen würde."

„Sie war es?" rief der König voll Erstaunen.

„Wenn der Herr Cardinal zuverlässige Auskunft über das, was bei Hofe vorgeht, zu erhalten wünscht, ist es stets jene Dame, an die er sich wendet. Es ist möglich, daß sie, davon unterrichtet, Ew. Majestät befinden sich an der Stelle des Cardinals hier, wichtige Mittheilungen zu machen hätte."

„Sie kömmt hoffentlich nicht öffentlich her?"

„Nein, Sire; das Haus, das sie bewohnt, stößt an dieses; der Cardinal hat die Scheidemauer durchbrechen und eine Verbindungsthür zwischen beiden Wohnungen herstellen lassen."

„Seid Ihr sicher, Charpentier, Sr. Eminenz durch die Mittheilungen, die Ihr mir machet, nicht zu mißfallen?"

„Im Gegentheil; es geschieht auf dessen Wunsch, daß ich Euer Majestät in all' diese Details einweihe."

„Und wo befindet sich diese Thür?“

„In dieser Thürverkleidung, Sire. Wenn Euer Majestät morgen Vormittag während der Arbeitsstunden, zu einer Zeit, wo Ihr Euch allein befindet, an diese Thür leise pochen höret und gesonnen seid, Marion de Lorme die Ehre einer Audienz zu gewähren, dann bitte ich auf diesen Knopf zu drücken, worauf sich die Thür öffnen wird. Wenn Ew. Majestät ihr diese Ehre nicht erweisen wollen, dann wäre mit einem dreifachen in gleichen Zwischenräumen sich folgenden Klopfen zu antworten, worauf binnen zehn Minuten das Schellen einer Glocke als Zeichen ertönt, daß der Zwischenraum zwischen den Verbindungsthüren wieder frei und der geschriebene Bericht am Boden zu finden sei.“

Ludwig XIII. dachte einen Moment nach. Offenbar lag in diesem Augenblick die Neugierde bei ihm in einem heftigen Kampfe mit seiner Abneigung gegen Frauen im Allgemeinen, und namentlich gegen solche von der Art Marions de Lorme. Endlich errang die Neugier den Sieg.

„Wenn der Herr Cardinal, welcher der Kirche angehört, Marion de Lorme empfängt,“ sagte er, „so kann ich, wie mir däucht, dies auch thun. Wenn es übrigens eine Sünde ist, werde ich sie beichten. Auf morgen, Herr Charpentier!“

Mit diesen Worten verließ der König das Cabinet, blasser, erschöpfter, schwankender als den Tag vorher, aber nicht minder aufgeklärt über die Schwierigkeit, ein großer Minister zu sein, und um wie viel leichter es sei, den Platz eines mittelmäßigen Monarchen auszufüllen.

IX.

Ein Blick des Königs hinter die Coulissen.

Im Louvre herrschte große Unruhe. Seit den Staatsberathungen auf der Place Royale hatte der König weder seine Mutter noch sonst Jemand von seiner Familie empfangen, so daß bisher Niemand weder die verlangten Summen noch die Anweisungen erhielt, gegen welche sie ausgezahlt werden mußten.

Zum Ueberflusse hatte auch das neue Ministerium Bérulle-Marillac, welches im ersten Enthusiasmus nach dem Sturze des Cardinals ernannt worden war, noch keinen Befehl zu einer Sitzung erhalten, und in Folge dessen auch wirklich noch über nichts berathschlagt.

Endlich hatte sich auch das Gerücht verbreitet, Beringhen, der Kammerdiener des Königs, welcher denselben täglich beim Ausgehen und Nachhausekommen sah, der ihn des Morgens an- und Abends entkleidete, versichere, der König sei bei seiner Rückkehr stets niedergeschlagener, als vor seinem Ausgehen, und des Abends schweigsamer, als des Morgens.

Sein Narr L'Angely und sein Page Baradas hatten allein Zutritt in sein Gemach.

Baradas war von all' jenen Raubvögeln, die den Schatz des Cardinals gierig umkreisten, der einzige, welcher eine Anweisung auf dreitausend Pistolen für Charpentier von dem Könige erhalten hatte. Er öffnete indeß, um dies zu erreichen, weder seinen Schnabel, noch streckte er seine Fänge

aus. Die Gratification war ihm geworden, ohne daß er sie verlangte; er besaß neben den Fehlern auch die Vorzüge der Jugend; verschwenderisch, wenn er Geld hatte, war er dennoch unfähig, sich seines Einflusses bei dem Könige zur Erlangung der Mittel für seine Verschwendungssucht zu bedienen. Waren seine gewöhnlichen Einnahmequellen verstopft, dann wartete er geduldig, bis sie wieder fließend wurden, vorausgesetzt, daß es ihm nicht an schönen Kleidern, schönen Pferden und schönen Waffen fehlte. War der Goldstrom aber wieder einmal flüssig geworden, dann erschöpfte er ihn auch eben so schnell und eben so unbekümmert, wie vorher.

Während der Abwesenheit des Königs hatte Baradas mit seinem Freunde St. Simon sehr viel von der hübschen Einnahme gesprochen, die ihm vom Himmel herabgefallen war, und von der er seinem Gefährten einen Theil zu geben gedachte. Die beiden Jünglinge, denn Baradas, der Aeltere von ihnen, zählte kaum zwanzig Jahre, — die beiden Jünglinge also hatten die schönsten Pläne auf diese dreitausend Pistolen gebaut; sie wollten wenigstens einen Monat lang mit dieser Summe wie die Prinzen leben; nur Eines bekümmerte sie: Wurde die Anweisung des Königs auch ausgezahlt? Man hatte schon so viele königliche Anweisungen zurückweisen sehen, ohne daß der Schatzmeister die erhabene Unterschrift respectirte, daß man die Unterschrift des geringsten Kaufmannes der City höher anschlug, als die Ludwigs XIII.

Dann hatte sich Baradas in einen Winkel zurückgezogen, Papier und Feder zur Hand genommen und sich der für einen Edelmann damaliger Zeit äußerst schwierigen Arbeit des Briefschreibens zu unterziehen versucht. Nachdem er sich lange die Stirn gerieben und den Kopf gekratzt hatte, war er damit zu Stande gekommen, hatte den Brief in die Tasche geschoben, dann den König erwartet, und ihn sogleich gefragt, wann er sich dem Schatzmeister vorstellen könne, um sich die bewußte Anweisung auszahlen zu lassen.

Der König antwortete, er könne dies thun, wann es ihm beliebe, und der Schatzmeister werde ihm zu Dienst stehen.

Baradas hatte dem Könige darauf die Hand geküßt, war die Stiege des Louvre hinabgesprungen, immer vier Stufen auf einmal, war unten in eine Sänfte gestiegen und ließ sich nach dem Hause des Cardinals tragen.

Dort war er zu Charpentier gekommen, und hatte demselben seine Anweisung präsentirt. Charpentier hatte dieselbe nach allen Seiten besehen und geprüft, und darauf dem jungen Manne einen Beutel mit Gold eingehändigt.

Bei dem Anblicke dieses Goldes glaubte Baradas, das Herz müsse ihm vor Freude zerspringen.

Charpentier erbot sich, die Summe vor seinen Augen noch einmal abzuzählen, Baradas aber, welcher große Eile hatte, drückte den Geldsack an seine Brust und wollte ihn hinab zur Sänfte tragen. Seine durch die Verwundung geschwächten Kräfte reichten aber dazu nicht hin, und Charpentier mußte ihm helfen.

Unten angelangt, nahm Baradas eine Handvoll Münzen aus dem Sacke und bot sie Charpentier an; dieser aber weigerte sich mit einem tiefen Bückling, das Geschenk anzunehmen.

Baradas blieb ganz verblüfft auf der Straße stehen, während sich hinter Charpentier, der in das Haus zurückkehrte, die Thür schloß.

Nach und nach kam Baradas zu sich, orientirte sich, ging auf das Nachbarhaus zu, klopfte an dessen Thor und gab dem heraustretenden Diener den Brief, den er geschrieben hatte, mit den Worten:

„Für Fräulein de Lorme."

Mit dem Briefe zugleich gab er dem Lakaien zwei Thaler, die dieser jedoch nicht so spröde zurückwies, wie Charpentier sein Geschenk. Darauf sprang Baradas in seine

Sänfte und rief den Trägern in jenem Tone, der nur Leuten eigen ist, welche die Taschen voll haben, den Befehl zu:

„Nach dem Louvre."

Die Träger, denen die Schwere des Geldsackes nicht entgangen war, setzten sich zu einem förmlichen Trabe in Bewegung.

Nach einer Viertelstunde war Baradas, dessen rechte Hand unterdessen nicht aufgehört hatte, seinen Reisegefährten, den Geldsack, zu streicheln, an dem Thore des Louvre angelangt, wo er mit Frau von Fargis zusammentraf, die ebenfalls aus einer Sänfte stieg.

Beide erkannten einander; ein Lächeln voll Ironie glitt über die reizenden Lippen der Hofdame, als sie bemerkte, wie Baradas sich vergebens abmühte, mit seinem verwundeten Arme den Sack aus der Sänfte zu schaffen.

„Wollt Ihr vielleicht, daß ich Euch helfe, Herr von Baradas?" fragte sie.

„Ich danke, gnädige Frau," antwortete der Page, „aber wenn Ihr im Vorbeigehen meinen Cameraden St. Simon bitten wolltet, herabzukommen, würdet Ihr mir wirklich einen Gefallen erweisen."

„Mit großem Vergnügen," erwiderte Frau von Fargis.

Und sie eilte die Trepppen flüchtigen Schrittes hinauf, ihr Schleppkleid so geschickt aufhebend, wie nur graziöse Frauen es verstehen; dadurch ließ sie den untern Theil des Beines bis zum Anfang der Wade sehen, das Uebrige aber errathen.

Fünf Minuten später kam St. Simon herab; Baradas belohnte die Träger reichlich und die beiden jungen Leute trugen den Geldsack mit vereinigten Kräften die Treppe des Louvre hinauf.

Während dieser Zeit unterhielt sich Ludwig XIII. mit seinem Narren, dessen Scharfblick die Niedergeschlagenheit des Königs nicht entgangen war.

Ludwig XIII. saß an der einen Seite des Feuers in dem großen Kamin seines Gemaches und hatte vor sich einen Tisch.

L'Angely hockte auf der Lehne seines Sessels, wie ein Papagei auf einer Stange und hielt auf seinen Knieen einen Teller.

Der König verzehrte ohne Appetit einige getrocknete süße Kirschen und benetzte kaum seine Lippen aus einem Glase, auf welchem in Gold und Himmelblau das königliche Wappen funkelte. Er hatte seinen großen schwarzen Filzhut mit schwarzen Federn auf dem Kopfe behalten und der breite Rand des Hutes warf auf seine Stirn einen Schatten, welcher den ohnehin schon so finstern Ausdruck seines Gesichtes noch mehr verfinsterte.

L'Angely dagegen hatte großen Hunger und sein Gesicht erheiterte sich bei dem Anblick des zweiten Mittagsessens, welches der König nach den Gewohnheiten jener Zeit zwischen fünf und sechs Uhr Abends zu verzehren pflegte. Er zog daher an den ihm zunächststehenden Rand des Tisches eine gewaltige Pastete von Fasanen, Schnepfen und Becassinen, und nachdem er das erste Stück derselben dem Könige geboten hatte, der es zurückwies, indem er mit dem Kopfe schüttelte, schnitt er sich davon Stücke ab, die so groß waren, wie die Ziegelsteine, die mit Leichtigkeit von der Pastete auf seinen Teller gelangten, mit noch größerer Leichtigkeit aber von seinem Teller in seinen Magen. Nachdem er den Fasan als den größten Theil des Inhalts angegriffen hatte, war er zu den Schnepfen gelangt und beabsichtigte mit den Becassinen zu endigen, indem er das Ganze mit einem Weine anfeuchtete, den man Cardinalswein nannte und der nichts Anderes war, als der jetzige Bordeaux. Der König und der Cardinal, welche die beiden schlechtesten Magen in dem ganzen Königreich hatten, schätzten diesen Wein wegen seiner die Verdauung befördernden Eigenschaft; L'Angely, der sich des besten Magens von der Welt

rühmen durfte, liebte diesen Wein wegen seines Bouquets und seiner Milde.

Eine erste Flasche dieses leichten Weines hatte geleert bereits ihren Weg von dem Kaminherde auf den Kaminsims gefunden, wohin ihr bald eine zweite folgen sollte, die eben jetzt in der gehörigen Entfernung von dem Feuer erwärmt wurde. L'Angely, der die zweite Flasche schon mit den Augen liebkosete, hatte für die erste nur noch die Aufmerksamkeit und Achtung, die man den Todten schuldig ist.

L'Angely glich übrigens dem alten griechischen Philosophen, der alles Ueberflüssige verschmähte und daher seinen hölzernen Becher in den Fluß warf, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah; er verzichtete auf den vermittelnden Beistand des Glases und begnügte sich damit, den Hals der Flasche zu seinem Munde zu führen, wenn er das Bedürfniß fühlte, seinen Durst zu stillen; — und wir müssen sagen, daß dies Bedürfniß sich bei ihm sehr oft wiederholte.

Eben hatte er wieder der Flasche wacker zugesprochen und stieß einen Seufzer des Behagens aus, während sich der Brust des Königs ein Seufzer der Betrübniß entrang.

L'Angely blieb unbeweglich, die Flasche in der einen, die Gabel in der andern Hand.

„In der That," sagte er, „ist es, wie es scheint, nicht sehr unterhaltend, König zu sein, besonders, wenn man regieren muß."

„Ach, mein armer L'Angely," erwiederte der König, „ich bin sehr unglücklich."

„Erzähle mir das, mein Sohn; das wird Dich trösten," sagte der Narr, die Flasche auf den Boden stellend und ein frisches Stück Pastete auf die Gabel spießend. „Weshalb bist Du so unglücklich?"

„Alle Welt bestiehlt mich, alle Welt betrügt mich, alle Welt verräth mich!"

„Du hast also angefangen das zu bemerken?"

„Ich habe mich sogar davon überzeugt.“

„Sieh! Sieh, mein Sohn! Doch betrachten wir die Dinge, wie sie sind, und seien wir nicht gleich ein so entschiedener Pessimist. Ich muß Dir gestehen, daß ich die Sachen hienieden bei weitem nicht so schlecht finde. Ich habe gut gee frühstückt, gut zu Mittag gegessen; diese Pastete ist vortrefflich, dieser Wein ausgezeichnet, die Erde dreht sich so sanft, daß ich es kaum spüre, und ich fühle über meinen ganzen Körper eine so angenehme Wärme verbreitet, daß ich die ganze Welt wie durch einen rosenfarbenen Schleier sehe.“

„L'Angely,“ sagte Ludwig XIII. mit großem Ernst, „keine Ketzerei, oder ich lasse Dich peitschen.“

„Wie!“ sagte L'Angely. „Ist es etwa eine Ketzerei, wenn man die Welt durch einen rosigen Schleier ansieht?“

„Nein; aber es ist eine Ketzerei, zu sagen, daß sich die Erde dreht.“

„Ah, meiner Treu, ich bin ja nicht der Erste, der das sagt; die Herren Copernicus und Gallilei haben es schon vor mir gesagt.“

„Ja, — aber die Bibel sagt das Gegentheil und Moses wird es doch besser gewußt haben, als Gallilei?“

Der Narr zuckte die Achseln.

„Höre!“ fuhr der König fort, „wenn die Erde unbeweglich wäre, wie hätte Josua sie in ihrem Kreislaufe drei Tage lang aufhalten können?“

„Bist Du sicher, daß Josua dieses Wunder bewirkt hat?“

„Nicht er, aber der Herr.“

„Und Du glaubst, der Herr hätte sich diese Mühe gegeben, um seinem Erwählten die Zeit zu gewähren, das Heer des Adonisedec und der vier mit ihm verbündeten Könige der Kananiter in Stücke zu hauen und sie lebendig in einer Höhle einzumauern? Meiner Treu, wenn ich der Herr gewesen wäre, so würde ich, statt die Sonne in ihrem Laufe zu hemmen, im

Gegentheil die Nacht heraufgeführt haben, um den armen Teufeln eine Möglichkeit zur Flucht zu gewähren."

„L'Angely, L'Angely," sagte traurig der König, „man merkt Dir auf eine Meile weit den Hugenotten an."

„Gib Acht, Ludwig, daß Du nicht noch mehr nach dem Hugenotten riechst; denn Du bist der Sohn Deines Vaters."

„L'Angely!" sagte der König mit drohendem Tone.

„Du hast Recht, Ludwig," sagte L'Angely, indem er die Becassinen angriff. „Doch sprechen wir nicht mehr von Theologie. Du sagst also, daß Du Dich überzeugt hast, die ganze Welt betrüge Dich?"

„Die ganze Welt, L'Angely."

„Ausgenommen Deine Mutter, nicht wahr?"

„Meine Mutter wie die Anderen."

„Und Deine Frau?"

„Meine Frau mehr als die Anderen."

„Und Dein Bruder?"

„Mein Bruder mehr als Alle."

„Und ich glaubte immer, daß nur der Cardinal Dich betrüge."

„L'Angely, ich glaube, daß der Cardinal im Gegentheil der Einzige war, der mich nicht betrog."

„Aber das ist ja dann eine verkehrte Welt!"

Ludwig schüttelte traurig den Kopf.

„Ich habe sagen hören," fuhr der Narr fort, „daß Du in Deiner Freude, des Cardinals entledigt zu sein, Deine ganze Familie reichlich beschenkt hast."

„Ach!"

„Daß Du 60,000 Livres Deiner Mutter, 30,000 der Königin und 150,000 Monsieur gegeben hast."

„Das heißt, ich habe sie ihnen versprochen, L'Angely."

„So? Also sie haben diese Summen noch nicht?"

„L'Angely," sagte der König, „ich habe da plötzlich einen Wunsch."

„Hoffentlich doch nicht, mich als Ketzer verbrennen, oder als Dieb aufknüpfen zu lassen?"

„Nein; aber da ich jetzt Geld habe —"

„Du hast Geld?"

„Ja, mein Lieber."

„Auf Dein Ehrenwort?"

„Auf mein Wort als Edelmann; und sogar sehr viel Geld!"

„Nun, folge mir," sagte L'Angely, „mache von Deinem Gelde einen guten Gebrauch und kaufe Weinvorräthe. Der Jahrgang 1629 kann schlecht ausfallen."

„Nein, darin besteht mein Wunsch nicht; Du weißt, daß ich nur Wasser trinke."

„Darum bist Du auch stets so traurig."

„Ich müßte ein Narr sein, um lustig zu scheinen."

„Ich bin ein Narr und kann es dennoch selten zur Lustigkeit bringen. Doch kommen wir zur Sache. Was ist Dein Wunsch?"

„Ich hätte Lust, Dein Glück zu machen."

„Mein Glück? Und wozu? Ich habe Nahrung und Wohnung im Louvre; wenn ich Geld brauche, drehe ich meine Taschen um und nehme, was ich in denselben finde; es ist wahr, daß dies niemals viel ist, aber es genügt mir und ich beklage mich nicht."

„Ich weiß, daß Du Dich nicht beklagst und das ist es, was mich ebenfalls betrübt."

„Dich betrübt also Alles! Geh', Du hast einen schlechten Charakter."

„Du beklagst Dich niemals und ich gebe Dir nie etwas, während Die, denen ich stets mit vollen Händen gebe, sich immer beklagen."

„Laß sie nur, mein Sohn."

„Wenn ich sterbe, L'Angely —"

„Das ist wieder eine sehr heitere Idee, die Dir da durch den Kopf fährt. Warte doch, um so aufgeräumt zu sein, wenigstens den Carneval ab."

„Wenn ich stürbe, so würden sie Dich davonjagen und Dir nicht einmal einen Maravedi geben."

„Nun, dann würde ich gehen."

„Und was würde aus Dir werden?"

„Ein Trappist! Beim Teufel, die Trappe ist ein eben so närrischer Ort, wie der Louvre."

„Sie glauben Alle, daß ich bald sterben werde. Was hältst Du davon, L'Angely?"

„Ich sage, daß Du leben mußt, damit sie vor Wuth bersten."

„Es ist nicht sehr unterhaltend, zu leben."

„Glaubst Du etwa, daß man sich in der Gruft von St. Denis besser unterhält, wie im Louvre?"

„Nur der Körper ist in St. Denis; die Seele ist im Himmel."

„Glaubst Du, daß man sich im Himmel besser unterhält, als in St. Denis?"

„Man unterhält sich eigentlich nirgends," sagte der König mit einem düstern Ausdruck.

„Ludwig, ich sage Dir im Voraus, daß ich Dich allein Deiner Langweile überlassen werde; Du fängst an, mir einen Schauer in die Glieder zu jagen."

„Du willst also nicht, daß ich Dich bereichere?"

„Ich will, daß Du mich ruhig meine Flasche leeren und meine Pastete essen läßt."

„Ich will Dir eine Anweisung auf 3000 Pistolen geben, wie meinem Pagen Baradas."

Ah! Du hast Deinem Pagen eine Anweisung auf 3000 Pistolen gegeben?"

„Ja."

„Nun, Du kannst Dir wenigstens sagen, daß dies Geld gut angelegt ist!“

„Glaubst Du, daß er davon einen schlechten Gebrauch machen wird?“

„Im Gegentheil, einen vortrefflichen — ich glaube, daß er es in Gesellschaft guter Jungen und hübscher Mädchen verzehren wird.“

„Du glaubst doch an gar nichts, L'Angely!“

„Nicht einmal an die Tugend des Herrn Baradas.“

„Es ist eine Sünde, mit Dir zu plaudern.“

„Daran ist etwas Wahres; ich will Dir daher auch einen Rath geben, mein Sohn.“

„Welchen?“

„In Dein Oratorium zu gehen und für meine Bekehrung zu beten, mich aber ruhig mein Dessert verspeisen zu lassen.“

„Ein guter Rath kann auch von einem Narren kommen; ja, ich will wirklich singen.“

Der König erhob sich und begab sich nach seinem Oratorium.

„Recht so!“ sagte L'Angely; „bete Du für mich und ich werde für Dich essen, trinken und beten. Wir werden sehen, wem das am besten bekömmt.“

Während Ludwig XIII., trauriger als je, in sein Oratorium trat, dessen Thür er hinter sich zuzog, machte sich L'Angely an die dritte Flasche und sang dazu ein lustiges Lied.

X.

Auch Du, Baradas?

Als Ludwig XIII. aus seinem Oratorium zurückkam, fand er L'Angely mit dem Kopfe auf beiden gekreuzten Armen auf der Tischplatte ruhend und schlafend, oder sich stellend, als ob er schliefe.

Er betrachtete ihn einen Augenblick mit tiefer Melancholie und dieser beschränkte und egoistische Geist, der gleichwohl von Zeit zu Zeit durch instinctmäßige Blitze des Wahren und des Gerechten erleuchtet wurde, was durch seine schlechte Erziehung nicht ganz unterdrückt worden war, fühlte sich ergriffen von innigem Mitleid für diesen Gefährten seiner Traurigkeit, der sich ihm gewidmet hatte, nicht um ihn zu erheitern, wie die anderen Narren die Könige, seine Vorgänger, erheitert hatten, sondern um mit ihm alle die Kreise der monotonen Hölle mit dem dunklen Himmel zu durchlaufen, welche man die Langweile nennt.

Er erinnerte sich an das Anerbieten, welches er ihm gemacht hatte, dem aber L'Angely mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit ausgewichen war, ohne es zurückzuweisen; er erinnerte sich ebenso der Uneigennützigkeit und der Geduld, mit welcher L'Angely jeden Eigensinn seiner üblen Launen ertrug; er erinnerte sich an des Narren unselbstsüchtige Ergebenheit, mitten unter den ehrgeizigen Ergebenheiten der Andern, und dann zog er ein Schreibzeug zu sich heran, unterzeichnete eine Anweisung auf 3000 Pistolen und schob sie ihm, ohne daß er es merkte, in die Tasche des Rockes. Darauf kehrte

er in sein Schlafzimmer zurück, ließ sich eine Stunde lang auf der Laute vorspielen, rief endlich Beringhen, der ihn zu Bette brachte, und schickte nach Baradas, der mit ihm plaudern sollte.

Baradas erschien fröhlich und guter Dinge; er hatte soeben seine 3000 Pistolen vielleicht zum zehnten Male gezählt.

Der König ließ ihn am Fußende des Bettes Platz nehmen und sagte im Tone des Vorwurfes:

„Warum bist Du so fröhlich, Baradas?"

„Ich bin fröhlich, weil ich allen Grund dazu habe."

„Und welchen?" fragte Ludwig XIII. seufzend.

„Euer Majestät vergessen also, daß Sie mir 3000 Pistolen zum Geschenk gemacht haben?"

„Nein, ich erinnere mich sehr wohl daran."

„Nun, ich muß Ew. Majestät sagen, daß ich durchaus nicht darauf rechnete."

„Und warum nicht?"

„Der Mensch denkt und Gott lenkt."

„Wenn aber der Mensch ein König ist?"

„Dann bleibt Gott noch immer Gott."

„Nun?"

„Nun, Sire, zu meinem großen Erstaunen wurde mir das Geld augenblicklich ausgezahlt. Teufel, dieser Herr Charpentier ist nach meiner Ansicht ein großer Mann, ein größerer noch, als Herr Lavieuville, welcher, wenn man um Geld bei ihm ansucht, mit der ruhigsten Miene antwortet: „Ich schwimme, ich schwimme!"

„Du hast also Deine 3000 Pistolen?"

„Ja, Sire."

„Und bist nun ein reicher Mann?"

„So ziemlich."

„Was willst Du damit machen? Du wirst sie als schlechter Christ beim Spiele und mit den Weibern ausgeben."

„O Sire," sagte Baradas mit heuchlerischer Miene, „Ihr wißt wohl, daß ich niemals spiele."

„Du hast es mir wenigstens gesagt."

„Und was die Weiber betrifft, so kann ich sie nicht ausstehen."

„So?" sagte erstaunt der König.

„Es ist dies mein ewiger Streit mit dem Schlingel Saint-Simon, dem ich immer das Beispiel Ew. Majestät vorhalte."

„Siehst Du, Baradas, die Frau ist nur zu dem Verderben unserer Seele geschaffen; die Erste dieses Geschlechts wurde nicht von der Schlange verführt, sondern sie war selbst die Schlange."

„Das war sehr gut gesagt, Sire, und ich werde es mir in mein Meßbuch schreiben."

„Weil wir von der Messe reden; letzten Sonntag hatte ich meinen Blick auf Dich gerichtet, Baradas; Du schienst sehr zerstreut zu sein."

„Das schien Euer Majestät nur so, weil es der Zufall wollte, daß sich meine Blicke zugleich mit den Eurigen nach Fräulein von Lautrec lenkten."

Der König biß auf die Schnurbartspitzen und wechselte den Gegenstand des Gespräches.

„Was wirst Du also mit dem Gelde machen?" fragte er.

„Wenn ich drei- oder viermal so viel hätte, so würde ich fromme Werke thun," antwortete der Page; „ein Kloster gründen oder eine Capelle errichten; da ich aber über eine beschränkte Summe zu gebieten habe —"

„Baradas, ich bin nicht reich!" sagte der König.

„Ich beklage mich auch nicht, Sire; ich sage nur, da ich blos über eine beschränkte Summe zu verfügen habe, werde ich die Hälfte derselben meiner Mutter und meinen Schwestern schenken."

Der König nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Die 1500 Pistolen, die mir übrig bleiben,“ fuhr Baradas fort, „werde ich in zwei Hälften theilen; 750 sollen mir dazu dienen, zwei kriegstüchtige Pferde zu kaufen, da ich Ew. Majestät auf dem Feldzuge nach Italien begleiten will, einen Diener zu miethen und zu kleiden, und mir Waffen anzuschaffen.“

„Und was wirst Du mit den übrigen 750 Pistolen thun?“

„Ich werde sie als Taschengeld aufbewahren; glücklicherweise fehlt es nicht an Gelegenheit zu guten Handlungen, und auf allen Wegen trifft man Waisen, die zu unterstützen, und Witwen, die zu trösten sind.“

„Küsse mich, Baradas, küsse mich!“ sagte der bis zu Thränen gerührte König; „wende Dein Geld an, wie Du Dir es soeben vorgenommen hast und ich werde dafür sorgen, daß Dein kleiner Schatz sich nicht erschöpft.“

„Sire,“ sagte Baradas, „Ihr seid groß, prächtig und weise wie König Salomo, vor welchem Ihr noch den Vortheil voraus habt, nicht, wie er, 300 Frauen zu besitzen, und 800 —“

„Großer Gott,“ rief der König, schon bei dem bloßen Gedanken erschreckend, „was sollte ich damit anfangen? So ein Gedanke ist ja Sünde.“

„Ew. Majestät haben Recht,“ sagte Baradas. „Soll ich in einem frommen Buche lesen?“

Baradas wußte nämlich, daß dies das beste Mittel sei, den König einzuschläfern; er erhob sich daher und nahm aus einem Schranke „die ewigen Tröstungen“ von Gerson, setzte sich wieder an das Bett des Königs und fing mit lauter Stimme zu lesen an.

Bei der dritten Seite schlief der König bereits fest.

Baradas erhob sich auf den Fußspitzen, schlich geräuschlos zur Thür und entfernte sich, um mit Saint-Si-

mon eine unterbrochene Würfelpartie fortzusetzen. Am andern Morgen trat der König um zehn Uhr wieder in jenes grüne Cabinet, in welchem sich ihm seit zwei Tagen so viele Dinge, die er bisher von einem falschen Gesichtspunkte aus betrachtet hatte, in ihrem wahren Lichte zeigten.

Er traf hier Charpentier, welcher ihn erwartete.

Der König war bleich, abgemattet, niedergeschlagen.

Er fragte, ob die Berichte angekommen wären.

Charpentier erwiederte: „Nur Berichte von Souscarrières und Lopez, da Pater Josef im Kloster geblieben ist und keinen Bericht geschickt hat.“

„Wer von Beiden ist schon hier?“ fragte der König.

„Der Juwelier Lopez ist bereits da, aber um Ew. Majestät Zeit zu lassen, ihn auszufragen und die Briefe des Herrn Cardinals zu lesen, habe ich Herrn von Souscarrières erst auf Mittag bestellt.“

„Lasset also Lopez eintreten.“

Einige Minuten später trat der Juwelier ein; er hielt den Hut unter dem Arme und verbeugte sich bis zur Erde.

„Es ist gut, Herr Lopez,“ sagte der König; „ich kenne Euch schon sehr lange und Ihr seid mir theuer genug.“

„Wie so das, Sire?“

„Seid Ihr es nicht, bei dem die Königin ihren Schmuck kauft?“

„Ja, Sire.“

„Nun denn, erst vorgestern verlangte die Königin von mir 20,000 Livres zur Vervollständigung einer Perlenschnur, welche sie in Eurem Laden vorgenommen hat.“

Lopez lachte und zeigte eine Doppelreihe weißer, starker Zähne, wie sie nur der maurischen Race eigen sind.

„Warum lacht Ihr?“ fragte der König.

„Sire, darf ich sprechen, wie ich zu dem Cardinal zu sprechen pflegte?“

„Genau so.“

„Nun, es befindet sich in meinem heutigen Berichte ein Artikel, der sich gerade auf diese Perlenschnur, oder vielmehr auf die Folgen derselben, bezieht.“

„Leset mir diesen Artikel vor.“

„Ich stehe zu Befehl, Sire, aber Ihr werdet von dem Geschriebenen nichts verstehen, wenn ich nicht einige vorbereitende Erklärungen darüber gebe.“

„So sprecht.“

„Am 22. des letzten Monats erschienen Ihro Majestät, die Königin, allerdings bei mir unter dem Vorwande, eine Perlenschnur zu vervollständigen.“

„Unter dem Vorwande, sagtet Ihr?“

„Ja, Sire.“

„Was war also der eigentliche Zweck?“

„Ein Zusammentreffen mit dem spanischen Gesandten, Marquis von Mirabel, der zufällig bei mir sein sollte.“

„Zufällig?“

„Ohne Zweifel, Sire; es ist immer zufällig, wenn Ihre Majestät die Königin den Herrn Marquis trifft, der das Verbot erhalten hat, sich außer an den Empfangstagen im Louvre zu zeigen.“

„Ich selbst habe auf den Rath des Cardinals dieses Verbot erlassen.“

„Es ist also nothwendig, daß Ihre Majestät die Königin, wenn dieselben mit dem Gesandten ihres Bruders, des Königs von Spanien, zu verhandeln haben, mit demselben an einem andern Ort zusammentreffe.“

„Und bei Euch fand diese Zusammenkunft statt?“

„Mit Bewilligung des Herrn Cardinals.“

„Und hatten sie eine lange Unterredung miteinander?“

„Sie wechselten nur einige Worte.“

„Man müßte wissen, welches diese Worte waren.“

„Der Herr Cardinal weiß es schon.“

„Aber ich weiß es noch nicht; der Herr Cardinal ist sehr verschwiegen."

„Das heißt, er wollte Ew. Majestät nicht unnöthiger Weise beunruhigen."

„Und welches sind diese Worte?"

„Ich kann nur jene wiederholen, Sire, welche von meinem Diamantschneider belauscht wurden."

„Er versteht also das Spanische?"

„Ich ließ es ihn auf Befehl des Herrn Cardinals lernen. Aber die ganze Welt glaubt, daß er es nicht versteht, und deshalb mißtraut ihm Niemand. Folgendes ist das Gespräch zwischen dem Gesandten und der Königin:

„Haben Ew. Majestät," fragte der Gesandte, „durch die Vermittlung der Mailänder Regierung und die Bemühungen des Grafen von Moret einen Brief Eures erhabenen Bruders erhalten?"

„Ja, mein Herr," antwortete die Königin.

„Dachten Ew. Majestät über den Inhalt nach?"

„Ich that es bereits und werde noch weiter darüber nachdenken, und Euch meine Antwort sagen lassen."

„Wie?"

„Durch eine Kiste, angeblich angefüllt mit Stoffen, die aber in Wirklichkeit meine Zwergin Gretchen enthalten wird."

„Glauben Eure Majestät sich auf dieselbe verlassen zu können?"

„Sie ist ein Geschenk meiner Tante Clara Eugenia, welche ganz für das Interesse Spaniens gewonnen ist."

„Für das Interesse Spaniens?" wiederholte der König. „Also Alles, was mich umgibt, theilt das Interesse meiner Feinde. Und diese Zwergin?"

„Man brachte sie in ihrer Kiste und da sie sehr gut spanisch spricht, sagte sie Herrn von Mirabel, daß die Königin den ihr gegebenen Rath beherzigen und wenn die Gesundheit

des Königs sich verschlimmerte, sich keinesfalls überraschen lassen wollte."

„Daß sie sich nicht überraschen lassen wollte!" wiederholte der König.

„Wir haben den Sinn dieser Worte nicht verstanden, Sire," sagte Lopez, den Kopf neigend.

„Ich verstehe ihn sehr gut," brummte der König in den Bart. „Und ließ sie nicht zugleich sagen, daß sie die Summe für die gekauften Perlen schicken würde?"

„Ich bin bereits dafür bezahlt, Sire."

„Wie, Ihr wäret schon dafür bezahlt?"

„Ja, Sire!"

„Und durch wen?"

„Durch Herrn Particelli."

„Particelli, den italienischen Bankier?"

„Ja —"

„Aber man sagte mir doch, daß dieser gehängt worden sei?"

„Das ist wahr, aber bevor er starb, hinterließ er sein Bankiergeschäft Herrn d'Emery, einem sehr rechtschaffenen Manne."

„Man betrog und verrieth mich also auf allen Seiten!" — sagte Ludwig XIII. — „und die Königin hat Herrn von Mirabel seitdem nicht wieder gesehen?"

„Die regierende Königin nicht, wohl aber die Königin-Mutter."

„Meine Mutter? Und wann das?"

„Gestern."

„Zu welchem Zwecke?"

„Um ihm anzukündigen, daß der Herr Cardinal gestürzt und Herr von Bérulle an seine Stelle getreten sei; daß Monsieur seine Ernennung als Generallieutenant des Feldzuges erhalten habe, und daß der Marquis daher an Phi-

lipp IV. berichten könne, der italienische Krieg werde nicht statthaben."

„Sind dies die eigenen Worte Ihrer Majestät?"

„Ja, Sire."

„Ich begreife; man wird diese zweite Armee, wie die erste, ohne Geld, ohne Lebensmittel, ohne Kleider verkommen lassen. O, die Elenden, die Elenden!" rief der König, seine Stirne zwischen den Händen pressend. — „Habt Ihr noch etwas zu sagen?"

„Dinge von geringer Wichtigkeit, Sire; Herr Baradas ist heute in mein Haus gekommen."

„Um Schmuck zu kaufen?"

„Er kaufte ein Halsband, ein Armband und Haarnadeln."

„Für welche Summe?"

„Für 300 Pistolen."

„Was könnte er mit dem Schmucke wollen?"

„Wahrscheinlich gebrauchte er ihn für eine Geliebte, Sire."

„Und gestern sagte er mir noch, daß er die Weiber verabscheue! — Was wißt Ihr noch weiter?"

„Das ist Alles, Sire."

„Fassen wir es also zusammen: Die Königin Anna und Herr von Mirabel — wenn meine Gesundheit schlechter wird, so trifft sie die Einrichtung, nicht überrascht zu werden. — Die Königin-Mutter und Herr von Mirabel — Herr von Mirabel kann an König Philipp IV. berichten, daß, da Herr von Bérulle die Stelle des Cardinals einnimmt und Monsieur Generallieutenant ist, der Feldzug nicht stattfinden wird — endlich Baradas, welcher Armbänder, Halsbänder und Haarnadeln für das Geld kauft, welches ich ihm geschenkt habe. — — Es ist gut, Herr Lopez; ich habe von Euch sehr viel vernommen. Fahret fort, mir gut zu dienen, wie Ihr dem Cardinal gut gedient habt, und verlieret kein Wort von dem, was bei Euch gesprochen wird."

„Eure Majestät sehen, daß diese Erinnerung bei mir nicht besonders nothwendig ist."

„Geht, Herr Lopez, geht; ich habe Eile, mit allen diesen Verräthereien ein Ende zu machen. Saget, man möge mir Herrn Souscarrières schicken."

„Da bin ich, Sire," sagte eine Stimme, und auf der Schwelle erschien Souscarrières, den Hut in der Hand.

„Ah, Ihr habt gehorcht?" sagte der König.

„Nein, Sire; aber mein Eifer für den Dienst Ew. Majestät ist so groß, daß ich errieth, Ew. Majestät wünschten mich zu sprechen."

„So, so; und habt Ihr mir viel Interessantes mitzutheilen?"

„Mein Bericht datirt blos von zwei Tagen, Sire."

„Saget mir also, was sich in diesen zwei Tagen begeben hat?"

„Vorgestern ließ sich Monsieur, Euer erhabener Bruder, in einer Sänfte zu dem Gesandten des Herzogs von Lothringen und zu dem des Königs von Spanien bringen."

„Ich weiß, was er dort wollte. Fahret fort."

„Gestern um elf Uhr nahmen Ihre Majestät, die Königin-Mutter, ein Sänfte und ließen sich nach dem Laden des Herrn Lopez tragen, wohin sich eine halbe Stunde früher auch der spanische Gesandte hatte bringen lassen."

„Ich weiß, was die Beiden sich zu sagen hatten. Fahret fort."

„Gestern nahm Herr Baradas am Louvre eine Sänfte und ließ sich in das Palais des Cardinals bringen, aus welchem er nach fünf Minuten mit einem schweren Geldsacke zurückkam."

„Ich weiß das."

„Von der Thür des Herrn Cardinals begab er sich zu Fuß an die Thür des Nachbarhauses."

„An welche Thür?" fragte lebhaft der König.

„An die Thür, welche zu Marion de Lorme führt.“

„Zu Marion de Lorme? Ist er bei ihr eingetreten?“

„Nein, Sire; er hat blos an die Thür gepocht, ein Lakai ist erschienen, und Herr Baradas hat ihm einen Brief übergeben.“

„Einen Brief?“

„Ja, Sire. Als der Brief übergeben war, stieg er wieder in die Sänfte und ließ sich in den Louvre zurückbringen. Heute Morgen ist er wieder ausgegangen.“

„Ja; er kaufte bei Lopez Schmucksachen. Wo war er aber dann?“

„Er kehrte in den Louvre zurück, Sire, und miethete eine Sänfte für die ganze folgende Nacht.“

„Habt Ihr mir noch etwas zu sagen?“

„Ueber wen, Sire?“

„Ueber Baradas.“

„Nein, Sire!“

„Gut, geht.“

„Aber, Sire, ich hätte noch von Frau von Fargis zu reden.“

„Gehet.“

„Von Herrn von Marillac.“

„Gehet.“

„Von Monsieur.“

„Was ich weiß, genügt mir. Gehet.“

„Von dem verwundeten Stephan Latil, welcher sich zu dem Herrn Cardinal nach Chaillot bringen ließ.“

„Das kümmert mich nicht. Gehet.“

„Ich ziehe mich zurück, Sire.“

„Thut das.“

„Kann ich die Hoffnung mit mir nehmen, daß Eure Majestät mit mir zufrieden sind?“

„Nur zu sehr!“

Souscarrières grüßte und ging rückwärts aus dem Gemache.

Der König gab sogleich ein Zeichen mit der Glocke. Charpentier eilte herbei.

„Herr Charpentier," fragte der König, „auf welche Weise rief der Herr Cardinal Marion de Lorme, wenn er mit ihr sprechen wollte?"

„Das war sehr einfach, Sire."

Und Charpentier drückte an den Knopf in der Wand, wodurch sich die Füllung verschob, zog an der Glockenschnur, die zwischen den beiden Thüren befestigt war, und wandte sich dann zu dem König.

„Wenn Marion de Lorme zu Haus ist," sagte er, „wird sie augenblicklich erscheinen. Soll ich die Thür verschließen?"

„Unnöthig."

„Wollen Ew. Majestät allein bleiben oder soll ich zugegen sein?"

„Lasset mich allein."

Charpentier verließ das Zimmer und der König blieb voll ungeduldiger Erwartung vor dem geheimen Eingange stehen. Nach wenigen Secunden ließ sich hinter der Thür ein leichter Schritt vernehmen; so leicht er aber auch war, entging er dem Ohre des Königs doch nicht.

„Ah!" sagte er, „endlich werde ich die Wahrheit erfahren!"

Da öffnete sich die Thür und in derselben erschien Marion de Lorme, im vollen Glanze der Schönheit ihrer achtzehn Jahre strahlend. Sie trug ein Kleid von weißer Seide und eine einfache Perlenschnur um den Hals; ein Wald schwarzer Locken fiel auf ihre weißen Schultern hernieder.

Ludwig XIII. trat geblendet einen Schritt zurück, obgleich er für Frauenschönheit nicht sehr empfänglich war. Marion trat ein und machte eine Verbeugung, an welcher sowohl die Achtung vor dem Könige als auch die Kokketterie

ihren Theil hatten; ihre Augen waren zu Boden gesenkt wie die einer Pensionärin.

„Mein König, vor dem zu erscheinen ich nie gehofft hatte, erweist mir die Ehre, mich rufen zu lassen?“

Der König stammelte ohne Zusammenhang einige Worte, welche Marion Zeit ließen, sich an ihrem Triumphe zu weiden.

„Unmöglich!“ sagte der König, „Unmöglich! Ich täusche mich, oder man hat mich getäuscht. Seid Ihr Fräulein Marion de Lorme?“

„Ja, Sire, ich bin Marion.“

„Wenn Ihr Marion seid,“ fuhr der König fort, „müßt Ihr gestern einen Brief bekommen haben.“

„Ich erhalte täglich gar viele Briefe, Sire.“

„Einen Brief, der zwischen fünf und sechs Uhr überbracht wurde.“

„Um diese Zeit erhielt ich vierzehn Briefe, Sire!“

„Habt Ihr sie aufbewahrt?“

„Zwölf davon habe ich verbrannt; der dreizehnte liegt auf meinem Herzen und der vierzehnte ist hier.“

„Es ist seine Schrift!“ rief der König.

Er nahm rasch den Brief aus der Hand Marions; dann wandte er ihn nach allen Seiten.

„Er ist nicht entsiegelt!“ sagte er.

„Er kömmt von Jemand, der den König nahe angeht, und da ich ahnte, daß ich heute die hohe Ehre haben würde, Ew. Majestät zu sehen, machte ich es mir zur Pflicht, diesen Brief, so wie ich ihn empfangen habe, in Eure Hände zu legen, Sire.“

Erstaunt blickte der König Marion an.

„O,“ sagte er, „ich möchte gern wissen, was dieser Brief enthält.“

„Dazu gibt es ein sehr einfaches Mittel, Sire; öffnet ihn.“

„Wenn ich der Polizeiminister wäre," sagte Ludwig XIII., „so würde ich dies thun; aber ich bin der König."

Marion nahm den Brief sanft aus den Händen des Königs.

„Da er an mich gerichtet ist, darf ich ihn eröffnen," sagte sie, löste das Siegel und gab den offenen Brief an Ludwig XIII. zurück.

Der König zögerte noch einen Augenblick, aber die Neugier trug über das Gefühl der Rechtlichkeit den Sieg davon und er las mit unterdrückter Stimme.

Der Inhalt dieses Briefes war nicht dazu geeignet, Ludwig XIII. bei guter Laune zu erhalten.

Er lautete:

„Schöne Marion!

„Ich bin zwanzig Jahre alt; einige Frauen hatten die Güte, mir nicht nur, zu sagen, daß ich ein hübscher Junge bin, sondern auch alles Mögliche zu thun, mich nicht daran zweifeln zu lassen, daß dies wirklich ihre Meinung ist. Uebrigens bin ich der bevorzugte Günstling Ludwigs XIII., welcher, so geizig er auch ist, mir so eben, ich weiß nicht, unter welcher Eingebung, ein Geschenk von dreitausend Pistolen machte.

„St. Simon versichert mich, daß Ihr nicht nur das schönste, sondern auch das beste Mädchen der Welt seid. Es handelt sich nun darum, daß wir Zwei in einem Monat die 30,000 Livres verthun, welche dieser einfältige König mir geschenkt hat. Setzen wir also 10,000 Livres für Kleider und Schmucksachen an, 10,000 Livres für Pferde und Wagen und das letzte Drittel für Tanz und Spiel. Wenn Euch dieser Vorschlag gefällt, saget Ja, und ich laufe mit meinem Geldsacke zu Euch; mißfällt er Euch, so antwortet Nein, und ich stürze mich mit meinem Sacke um den Hals in den Fluß.

„Nicht wahr, Ihr saget Ja? Denn Ihr werdet doch nicht den Tod eines armen Burschen wollen, der kein anderes

Verbrechen begangen hat, als daß er wahnsinnig in Euch verliebt ist, ohne Euch jemals gesehen zu haben.

„Den morgenden Abend erwartend, liegen ich und der Geldsack Euch zu Füßen.

„Euer sehr ergebener

„Baradas."

Ludwig XIII. las die letzten Zeilen mit einer Stimme, die so heftig zitterte, daß die Worte selbst unverständlich gewesen wären, hätte er sie auch laut genug gesprochen, um gehört zu werden.

Als er die letzten Worte gelesen hatte, fiel die Hand, welche den Brief hielt, kraftlos hinab, das Gesicht wurde leichenblaß, die Augen nahmen einen Ausdruck der Verzweiflung an, und wie Cäsar, der die Dolchstiche der anderen Verschworenen kaum zu empfinden schien, als er die Hand des Brutus zum Streiche ausholen sah, sein weltgeschichtliches „Tu quoque!" ausrief, so rief Ludwig XIII. mit kläglicher Stimme:

„Auch Du, Baradas?"

Ohne Marion de Lorme weiter zu beachten, warf er seinen Mantel über die Schulter, drückte seinen Filzhut tief in die Stirn, eilte rasch die Treppe hinab, sprang in seinen bereitstehenden Wagen, und befahl dem Lakaien, welcher den Schlag hielt:

„Nach Chaillot!"

Als Marion den König auf eine so eigenthümliche Weise sich entfernen sah, eilte sie an das Fenster, zog den Vorhang ein wenig zurück und sah ihn in seine Kutsche steigen. Einen Augenblick stand sie regungslos da und sah dem Wagen nach, bis er verschwunden war. Dann sagte sie mit einem boshaften und spöttischen Lächeln, welches nur ihr eigenthümlich war:

„Ich hätte ganz gewiß besser gethan, in Pagenkleidern zu kommen!"

XI

Wie Stephan Latil und der Marquis von Pisani bei ihrem ersten Ausgange miteinander zusammentrafen.

Wir haben gesagt, daß der Cardinal sich in sein Landhaus nach Chaillot zurückgezogen hatte, um sein Haus, welches er auf der Place Royale besaß, dem König Ludwig XIII. überlassen zu können.

Das Gerücht von seiner Ungnade hatte sich schnell in Paris verbreitet, und bei einem Rendezvous, welches Frau von Fargis im „gefärbten Barte" dem Siegelbewahrer Marillac gab, machte sie auch ihn mit dieser großen Neuigkeit bekannt. Diese überschritt bald die Grenze des Zimmers, in welchem sie erzählt worden war, und stieg in die Küche zu Frau Soleil hinab. Von Frau Soleil hatte sie ihr Mann erfahren und da war sie zu Stephan Latil gedrungen, der erst seit drei Tagen außer dem Bette war und anfing, auf seinen Degen gestützt, im Zimmer umherzuhinken.

Meister Soleil hatte ihm seinen eigenen Stock angeboten — ein schönes spanisches Rohr mit einem Achatknopfe; aber Latil lehnte ihn ab, denn er hielt es für einen Mann des Schwertes unwürdig, sich auf etwas Anderes zu stützen, als auf sein Schwert.

Bei der Neuigkeit von der Ungnade Richelieu's blieb er plötzlich stehen, stützte sich mit beiden Händen auf den Griff seines Rappiers und sah dem Wirthe gerade in das Gesicht

„Ist das, was Ihr da sagt, wahr?" fragte er.

„Wahr wie das Evangelium."

„Und von wem habt Ihr die Nachricht?"

„Von einer Dame des Hofes."

Stephan Latil kannte das Haus, in welchem zu wohnen ein Abenteuer ihn gezwungen hatte, zu gut, um nicht zu wissen, daß Besucher aller Stände in dasselbe kämen.

Er hinkte daher ein paarmal nachdenklich durch das Zimmer und kam dann wieder zu Meister Soleil zurück.

„Da er nicht mehr Minister ist, was haltet Ihr nun von seiner Sicherheit?"

Meister Soleil schüttelte den Kopf und ließ eine Art Grunzen hören.

„Ich denke," sagte er, „wenn er seine Garden nicht mit sich nimmt, wird er gut thun, das Panzerhemd, das er bei La Rochelle stets über der Kutte trug, nun unter derselben zu tragen."

„Und glaubt Ihr," fragte Latil, „daß er keine andere Gefahr läuft?"

„Was die Nahrung anbelangt," sagte Soleil, „so glaube ich, daß seine Nichte, Frau von Combalet, die weise Vorsicht haben wird, die Speisen vor ihm durch Jemand Kosten zu lassen. Wo sollte sich aber ein solcher Jemand finden, der das riskirt?"

„Er ist gefunden, Meister Soleil," sagte Latil; „schickt nach einer Sänfte."

„Wie?" rief Soleil, „Ihr wolltet so unvorsichtig sein, auszugehen?"

„Ja, ich will diese Unklugheit begehen, mein Herr Wirth, und weil ich mir nicht verhehle, daß mir dies in dem Zustande, in welchem ich mich jetzt befinde, das Leben kosten kann, so wollen wir unsere kleine Rechnung ordnen, damit Ihr für den Fall meines Todes nichts verliert. Drei Wochen Krankheit, neun Schalen Thee, zwei Schoppen Wein und die unausgesetzten Bemühungen der Frau Soleil, die eigentlich

über jeden Preis erhaben sind; — sollten wohl zwanzig Pistolen dafür genug sein?"

„Ich bitte, zu bedenken, Herr Latil, daß ich von Euch nichts verlange, und daß die Ehre, Euch beherbergt, gespeist —"

„Gespeist? Ich war leicht zu beköstigen."

„Und getränkt zu haben, mir genügt. Wenn Ihr mir aber zwanzig Pistolen als Zeichen Eurer Befriedigung zahlen wollt —"

„So werdet Ihr sie nicht zurückweisen, nicht wahr?"

„Gott bewahre mich davor, Euch diese Beleidigung anzuthun!"

„Also laßt mir eine Sänfte holen, während ich Euer Geld abzähle."

Meister Soleil verneigte sich, ging hinaus und kam bald darauf zurück, um sein Geld in Empfang zu nehmen.

„Eure Sänfte ist bereits da," sagte er.

Latil stieß seinen Degen in die Scheide und ersuchte Soleil, ihm den Arm zu leihen, damit er sich beim Hinausgehen darauf stützen könne.

„Ich leihe Euch dazu meinen Arm nur mit Bedauern," sagte der artige Wirth.

„Soleil, mein Freund, auch ich sehe mit Bedauern diese kleine Wolke der Betrübniß auf Deinem sonst so strahlenden Gesichte und verspreche Dir, wenn ich nach Paris zurückkomme, soll mein erster Besuch Dir gelten, besonders wenn Du mir eine Neige von dem Weine aufbewahrst, den ich erst seit zwei Tagen zu kosten bekomme, und dessen nähere Bekanntschaft ich gern gemacht hätte."

„Ich besitze ein Faß von 300 Schoppen davon, und werde es für Euch aufbewahren, Herr Latil."

„Zu drei Schoppen des Tages reicht dies für drei Monate aus und Ihr seid also sicher, mich für drei Monate als

Euren Kostgänger zu haben, das heißt, wenn meine Mittel mir dies erlauben."

„Bah. Man wird Euch Credit geben; einem Manne, der Herrn von Moret, Herrn von Montmorency, Herrn von Richelieu, das heißt einen Königssohn, einen Prinzen und einen Cardinal, zu Freunden hat!"

Latil schüttelte den Kopf.

„Ein guter Generalpächter wäre wohl weniger ehrenvoll, aber sicherer," sagte Latil, und setzte den Fuß in die Sänfte.

„Wohin soll ich den Trägern den Befehl geben?" fragte Soleil.

„In das Hôtel Montmorency, wo ich eine Pflicht zu erfüllen habe, und dann sofort nach Chaillot."

„In das Hôtel des Herzogs von Montmorency," schrie Soleil so laut, daß man ihn zehn Straßen weit hören konnte; die Träger gingen im Trabe ab.

Vor dem Thore des Hôtels blieben sie stehen; der Schweizer, im großen Costüme, mit dem Stocke in der Hand, stand auf der Schwelle.

Latil gab ihm ein Zeichen; er kam an die Sänfte heran.

„Mein Freund," sagte Latil, „hier ist eine halbe Pistole für Euch; macht mir das Vergnügen, auf meine Fragen zu antworten."

Der Schweizer nahm seinen galonnirten Hut ab.

„Ich bin ein verwundeter Edelmann," sagte Latil, „dem der Herr Graf von Moret die Ehre erwies, ihn während seiner Krankheit zu besuchen, und der seinerseits versprochen hat, diesen Besuch zu erwidern, wenn er sich würde aufrecht halten können. Heute gehe ich zum ersten Male aus, und halte mein Versprechen. Kann ich die Ehre haben, von dem Herrn Grafen empfangen zu werden?"

„Der Herr Graf von Moret hat seit fünf Tagen das Hôtel verlassen und Niemand weiß, wo er ist.“

„Nicht einmal Monseigneur?“

„Monseigneur ist Tags vorher nach seinem Gouvernement Languedoc abgereist.“

„Das ist unangenehm; aber ich habe das Versprechen gehalten, welches ich dem Herrn Grafen gab, und mehr kann man von mir nicht verlangen.“

„Der Herr Graf,“ sagte der Schweizer, „hat aber, wenn ich mich recht erinnere, einen Auftrag zurückgelassen, welcher Euch angehen dürfte, mein Herr.“

„Was für ein Auftrag war das?“

„Er sagte, wenn ein Edelmann, Namens Stephan Latil, sich vorstellen würde, man ihm Wohnung, Speise und Trank anbieten und ihn wie zum Hause gehörig behandeln sollte.“

Latil nahm seinen Hut ab, um dem abwesenden Grafen von Moret seine Achtung zu bezeigen.

„Der Herr Graf von Moret,“ sagte er, „hat sich als ein würdiger Sohn Heinrichs IV. bewiesen. Ich bin wirklich der genannte Edelmann und werde bei meiner Rückkehr die Ehre haben, ihm meinen Dank persönlich darzubringen und mich ihm zu Diensten zu stellen. Hier, mein Freund, ist noch eine halbe Pistole für das Vergnügen, welches Ihr mir bereitet habt, indem Ihr sagtet, es habe dem Grafen von Moret beliebt, an mich zu denken. Jetzt vorwärts, Ihr Träger, nach Chaillot, in das Haus des Herrn Cardinals.“

Die Träger setzten sich in Bewegung.

Der Zufall wollte, daß in dem Augenblicke, als Latil seinen Trägern den Befehl gab, ihn nach Chaillot zu bringen, der Marquis Pisani, den wir bei den wichtigen Ereignissen, die wir erzählten, aus den Augen verloren, so ziemlich hergestellt von dem Degenstoße, den ihm Souscarrières beigebracht hatte, es ebenfalls für schicklich haltend,

bei seinem ersten Ausgange dem Herrn Grafen von Moret seine Entschuldigungen darzubringen, auch seinerseits in eine Sänfte stieg und sich nach dem Hôtel Montmorency begab, welches Latil soeben verlassen hatte.

In der Rue St. Honoré kreuzten sich die Sänften, und Latil erkannte augenblicklich den Marquis.

Man wird errathen, welchen Eindruck dieser Anblick auf den heißblütigen Klopffechter machte.

Er stieß einen Ruf aus und hielt damit seine Träger an; dann steckte er den Kopf aus dem Fenster der Sänfte.

„He! Herr Bucklicher!" schrie er.

Vielleicht wäre es von dem Marquis Pisani klüger gewesen, nicht zu bemerken, daß der Ruf ihn angehe, aber er war sich seiner Mißgestalt so bewußt, daß er fast unwillkürlich auch seinerseits den Kopf zum Fenster seiner Sänfte hinaussteckte, um zu sehen, wer es wage, ihn bei seinem Buckel statt bei seinem Titel anzurufen.

„Was beliebt?" fragte der Marquis, indem er seinen Trägern ein Zeichen gab, stehen zu bleiben.

„Es beliebt mir," sagte Latil, „Euch zu ersuchen, daß Ihr einen Augenblick auf mich wartet, da ich eine Rechnung mit Euch zu ordnen habe."

Dann gebot er seinen Trägern: „Tragt meine Sänfte an die Seite der Sänfte jenes Edelmannes und sehet zu, daß die Thüren einander genau gegenüberstehen."

Die Träger thaten, wie Ihnen befohlen wurde. „Ist es so gut, mein Herr?" fragten sie.

„Vortrefflich," erwiederte Latil. „Ah!"

Dieser Ausruf wurde durch die Freude veranlaßt, welche der Klopffechter bei dem Anblicke des ihm bekannten Marquis empfand, der ihm seinen Rang durch den Ring bekannt gemacht hatte, welchen er ihm bei ihrem ersten Zusammentreffen zeigte.

Jetzt erkannte auch Pisani den Mann des Degens.

„Vorwärts!“ rief er seinen Trägern zu; „ich habe mit diesem Menschen nichts zu thun!“

„Aber dieser Mann hat mit Euch zu thun, mein Lieber! Rührt Euch nicht, Ihr Träger, oder Ventre St. Gris, wie Heinrich IV. zu sagen pflegte, ich schneide Euch Eure langen Ohren ab!“

Die Träger, welche die Sänfte schon erhoben hatten, stellten sie wieder auf das Pflaster nieder.

Die Vorübergehenden wurden durch das laute Sprechen aufmerksam gemacht und fingen an, sich um die beiden Sänften zu sammeln.

„Und ich werde Euch durch meine Leute prügeln lassen, wenn Ihr nicht weitergeht!“ schrie Pisani, außer sich vor Wuth.

Aber seine Träger schüttelten die Köpfe.

„Wir,“ brummten sie, „wollen uns lieber prügeln als die Ohren abschneiden lassen; wenn Eure Leute mit den Stöcken kommen, so haben wir übrigens hier eine Antwort für sie.“

Damit zogen sie die schweren Tragstangen aus den Ringen der Sänfte.

„Bravo, meine Freunde!“ rief Latil, welcher sah, daß sich die Sache zu seinen Gunsten wendete; „bravo; hier sind vier Pistolen, dafür auf meine Gesundheit zu trinken; ich kann Euch meinen Namen sagen, ich heiße Stephan Latil, während ich glaube, daß Euer buckliche Marquis sich hüten wird, seinen Namen zu nennen.“

„Ah, Elender!“ schrie Pisani, „Du hast also an den zwei Degenstößen noch nicht genug?“

„Nicht nur genug, sondern zu v el,“ sagte Latil, „deshalb muß ich Euch durchaus einen davon zurückgeben.“

„Du mißbrauchst den Umstand, daß ich mich noch nicht auf den Beinen halten kann.“

„Bah!" sagte Latil, „dann ist die Partie gleich und wir können uns sitzend schlagen."

In demselben Augenblick zog er seinen Degen und brachte dessen Spitze in die Höhe der Stirn des Marquis Pisani.

Es war nicht möglich zurückzuweichen. Ein dichter Kreis von Gaffern umgab die beiden Sänften; übrigens besaß der Marquis viel persönlichen Muth, wie wir bereits erwähnt haben, und so zog auch er den Degen.

Ohne daß man einen der beiden Kämpfenden gewahrte, sah man die Klingen der Degen in dem Raume zwischen beiden Sänften nach allen Regeln der Kunst sich kreuzen, binden, pariren. Nachdem dieser sonderbare Kampf zum großen Ergötzen der Zuschauer gegen fünf Minuten gedauert hatte, ertönte ein Fluch aus einer der Sänften.

Latil hatte den Arm seines Gegners an die Wand der Sänfte gespießt.

„So," sagte Stephan Latil, „nehmet das einstweilen auf Rechnung, mein schöner Herr Marquis, und zählet darauf, jedesmal, wenn wir zusammentreffen, die gleiche Abschlagszahlung zu empfangen."

Die Leute aus dem Volke haben eine große Vorliebe für großmüthige Sieger.

Latil hatte seine Großmuth gezeigt, als er den Trägern ein so reiches Trinkgeld gab.

Der besiegte Pisani war als geizig bekannt.

Man nahm daher Partei für Latil und verhöhnte den Marquis.

Die beiden Sänften setzten sich wieder in Bewegung.

Die Latil's nahm die Richtung nach Chaillot; Pisani mußte sich in das Hôtel Rambouillet zurücktragen lassen.

XII.

Der Cardinal in Chaillot.

In Chaillot angekommen befand der Cardinal sich ungefähr in der Lage des Atlas, als dieser die Weltkugel für einige Zeit von seinen Schultern gewälzt und dem Rücken seines Freundes Herkules aufgeladen hatte.

In der That war Chaillot das Asyl, wo der Cardinal von der Politik ausruhte, um sich, wir wollen nicht sagen, der Poesie, sondern dem Versemachen hinzugeben. Ein Cabinet im Erdgeschosse, dessen Thüren in einen prachtvollen Garten führten, wo eine dunkle Lindenallee selbst in den heißesten Tagen des Sommers Frische und Kühlung bot, war das Allerheiligste, in welches sich der Cardinal auf einen oder zwei Tage im Monate zurückzuziehen pflegte. Diesmal kam er hierher, um Ruhe und Vergessenheit zu suchen. Auf wie lange, das wußte er nicht.

Sein erster Gedanke, als er diese der Poesie geweihte Oase betrat, war, seine gewöhnlichen Mitarbeiter rufen zu lassen, mit denen er, wie ein General mit seinem Stabe, die Dispositionen auf dem Gebiete der Gedanken zu treffen pflegte.

Aber er überlegte, daß er nicht mehr der allmächtige Minister sei, der Belohnungen austheilen könne, sondern ein gewöhnlicher Bürger, der unter seines Gleichen noch den Nachtheil hatte, seine Freunde und Anhänger zu compromittiren. Er beschloß deshalb, zu warten, bis seine ehemaligen Freunde ihn besuchen würden, ohne von ihm gerufen zu sein.

Er hatte daher unter seinen Papieren den Plan zu

einer neuen Tragödie hervorgesucht, welche „Mirame" hieß, nichts Anderes als eine Rache gegen die regierende Königin war und deren Scenen er schon entworfen hatte. Der Cardinal von Richelieu war nicht der Mann, ihm angethane Beleidigungen zu vergessen. Tief verwundet durch die geheimnißvolle Intrigue, welche ihn soeben gestürzt hatte, und als deren thätigste Urheberin er die Königin Anna betrachtete, tröstete er sich mit dem Gedanken, ihr das Uebel zu vergelten, das sie ihm zugefügt.

Es thut uns sehr leid, die geheimen Schwächen des großen Ministers aufdecken zu müssen; aber wir machten uns zu seinem Geschichtschreiber und nicht zu seinem Lobredner.

Das erste Zeichen der Sympathie erhielt er von einer Seite, von der er es am wenigsten erwartet hätte.

Sein Kammerdiener Guillemot zeigte ihm an, daß eine Sänfte vor dem Thore hielte, und daß ein Mann, der von einer schweren Krankheit oder Verwundung kaum hergestellt scheine, aus derselben gestiegen sei, und, sich an den Mauern haltend, den Weg bis in das Vorzimmer gefunden habe, wo er sich auf eine Bank niederließ und sagte: „Mein Platz ist hier."

Die Träger der Sänfte seien nach Paris zurückgekehrt.

Der Mann habe einen niederen Filzhut, sei in einen schnupftabakfarbenen Mantel gehüllt, mehr militärisch als bürgerlich gekleidet und mit einem überaus langen Stoßdegen bewaffnet.

Man habe ihn gefragt, wen man dem Herrn Cardinal melden solle, und er habe darauf geantwortet:

„Ich bin gar nichts — meldet daher Niemand an."

Man habe ihn darauf gefragt, was er hier wolle, und er habe gesagt:

„Der Herr Cardinal hat hier keine Garden; ich werde daher über seine Sicherheit wachen."

Die Sache war Guillemot so wunderlich erschienen

daß er sich entschloß, dieselbe der Frau von Combalet und dem Herrn Cardinal anzuzeigen.

Der Cardinal gab Befehl, ihm seinen geheimnißvollen Vertheidiger vorzustellen.

Fünf Minuten später öffnete sich die Thür und Stephan Latil erschien bleich und wankend auf der Schwelle.

Der Cardinal hatte ein so wunderbares Personengedächtniß, daß er seinen Blick nur auf den Mann zu richten brauchte, um ihn zu erkennen.

„Ah!“ sagte er, „Ihr seid es, mein lieber Latil?“

„Ich selbst, Ew. Eminenz.“

„Es geht also besser, wie es scheint?“

„Ja, Monseigneur, und ich benutze meine Genesung, um Euch meine Dienste anzubieten.“

„Danke, danke,“ sagte der Cardinal lachend; „ich wüßte Niemand, dessen ich mich entledigen wollte.“

„Das ist möglich,“ entgegnete Latil, „aber gibt es nicht Leute, welche sich Eurer entledigen möchten, Herr Cardinal?“

„Das ist mehr als wahrscheinlich,“ erwiederte Richelieu.

In diesem Augenblicke trat Frau von Combalet aus einem Seitengemache ein, und ihr unruhiger Blick streifte rasch den Unbekannten, der sich noch immer in der Nähe der Thür hielt.

„Komm her, Marie,“ sagte der Cardinal, „und zeige gleich mir Deine Erkenntlichkeit diesem braven Menschen, welcher, seit ich in Ungnade gefallen bin, der Erste ist, der mir seine Dienste anbietet.“

„O, ich werde nicht der Letzte sein,“ sagte Latil, „ich bin aber nicht bös darüber, daß ich vor den Andern gekommen bin.“

„Mein Oheim,“ sagte Frau von Combalet mit jenem Blicke des Mitleids, der nur den Frauen eigen ist,

„der Herr ist sehr bleich und scheint mir auch ziemlich schwach zu sein.“

„Es ist um so verdienstlicher von ihm, daß er kam; denn mein Arzt, der von Zeit zu Zeit nach ihm sah, sagte mir, daß er erst acht Tage außer Gefahr ist und erst seit drei Tagen das Bett verlassen hat.“

„Ach,“ sagte Frau von Combalet, „ist das nicht jener Herr, welcher in einem Streite in der Schenke „zum gefärbten Barte“ unterlag?“

„Ihr seid sehr gütig, meine schöne Dame, Euch daran zu erinnern; aber ich habe soeben dem verfluchten Bucklichen vergolten, und ihn mit einem tüchtigen Stich im Arm nach Hause geschickt.“

„Den Marquis von Pisani?“ rief Frau von Combalet. „Der Arme hat wirklich Unglück; seit kaum acht Tagen ist die Wunde geheilt, die er an demselben Tage erhielt, an welchem Ihr hättet ermordet werdet sollen.“

„Der Marquis Pisani! Der Marquis Pisani!“ murmelte Latil. „Nun, ich bin nicht böse darüber, seinen Namen zu wissen. Deshalb also rief er seinen Trägern zu: „Nach dem Hôtel Rambouillet!“ während ich den meinigen befahl: „Nach Chaillot!“ — Hôtel Rambouillet! — Die Adresse werde ich mir merken!“

„Aber auf welche Weise habt Ihr Euch geschlagen,“ fragte der Cardinal, „da Ihr Beide Euch doch kaum auf den Beinen erhalten konntet?“

„Wir haben uns aus unseren Sänften heraus geschlagen; ein sehr bequemes Auskunftsmittel, wenn man krank ist.“

„Und mir erzählt Ihr das, nach den Edicten, die ich gegen das Duell erlassen habe? Freilich bin ich nicht mehr Minister und die Edicte werden in Kurzem außer Kraft sein.“

Der Cardinal stieß einen Seufzer aus, welcher bewies,

daß er sich noch nicht so sehr von den irdischen Dingen losgesagt hatte, als er es glauben machen wollte.

„Aber Ihr sagtet, theuerer Oheim," bemerkte Frau von Combalet, „daß Herr Latil hierher kam, um Euch seine Dienste anzubieten; welcher Art sind denn diese Dienste?"

Latil zeigte auf seinen Degen.

„Diese Dienste sind zugleich die des Angreifers und des Vertheidigers. Der Herr Cardinal hat in diesem Augenblicke weder Garden noch einen Gardecapitän; an mir ist es daher, ihm diese zu ersetzen."

„Wie! Keinen Gardecapitän?" fragte eine weibliche Stimme hinter Latil. „Er hat noch immer seinen Cavois, welcher auch zugleich mein Cavois ist."

„Ah!" rief der Cardinal, „diese Stimme sollte ich kennen, wie ich meine; tretet näher, Frau Cavois; tretet näher."

Ein Frau, rührig und nett, welche ihre dreißig Jahre nur durch eine gewisse Wohlbeleibtheit verrieth, schlüpfte behende zwischen Latil und den Thürpfosten hindurch und machte dem Cardinal und seiner Nichte ihren Knix.

„Ah," sagte sie, sich die Hände reibend, „Ihr seid also endlich Euer Ministerium und all' den Wirrwarr los, den es uns bereitete?"

„Wie, mein Ministerium bereitete auch Euch einen Wirrwarr, liebe Frau?"

„Ach, ich glaube wohl, Herr Cardinal; ich konnte weder bei Tage noch bei Nacht schlafen; ich fürchtete immer irgend eine Katastrophe, Ew. Eminenz, in welche auch mein armer Cavois verwickelt würde. Bei Tage dachte ich daran und bei Nacht träumte ich davon. Und nun waren der Herr Cardinal sogar im Begriff, mir meinen Cavois nach Italien zu entführen; wer weiß, auf wie lange Zeit. Aber ich habe zu Gott gebetet und er that ein Wunder; Ew. Eminenz sind in Ungnade gefallen."

„Ich danke, Frau Cavois," sagte der Cardinal lachend.

„Ich danke Euch auch, meine liebe Frau," sagte Frau von Combalet; „Gott hat uns wirklich eine Wohlthat erwiesen; Euch hat er den Gatten und mir den Oheim zurückgegeben."

„Aber," sagte der Cardinal, „wenn Cavois mir nicht dient, wird er dem Könige dienen."

„Wo?" fragte Frau Cavois.

„Wo anders, als in Italien?"

„O, er wird nicht nach Italien gehen; da kennt Ihr ihn schlecht, Herr Cardinal; er wird sein armes Weib nicht allein lassen."

„Aber er ließ Euch allein, als er mir nach La Rochelle folgte."

„O, für Euch, das ist etwas Anderes, Herr Cardinal; ich weiß nicht, was Ihr mit ihm gemacht habt, aber so viel weiß ich, daß er von Euch verzaubert worden ist; doch für einen Andern, als Euch, würde er sein Weib nicht verlassen."

„Aber die Pflichten seines Dienstes?"

„Welches Dienstes?"

„Nun, als er meinen Dienst verließ, trat er in den des Königs."

„Weit gefehlt! Da trat er in den meinigen; ich hoffe auch, daß er bereits bei dem Könige um seine Entlassung angesucht hat."

„Hat er Euch die Absicht dazu mitgetheilt?" fragte Frau von Combalet.

„Braucht er mir das etwa zu sagen? Weiß ich nicht im Voraus, was er thut? Durchschaue ich ihn nicht, als ob er von Glas wäre? Wenn ich sage, es ist geschehen, so ist es geschehen."

„Aber, meine liebe Frau Cavois," sagte der Cardinal, „die Stelle eines Capitäns der Garden trug 6000 Livres jährlich, wovon Ihr Euren ganzen Haushalt bestreiten

konntet; aber ich kann mir als Privatmann keinen Gardecapitän halten; denkt an Eure Kinder!"

„So? Habt Ihr nicht etwa für die gesorgt, Herr Cardinal? Ist etwa das Privilegium der Sänften, welches mir 12,000 Livres jährlich einträgt, nicht besser, als eine Stelle, welche der König nach seinem Belieben nimmt und verleiht? Unsere Kinder sind Gott sei Dank alle dick und fett und Ihr sollt sogleich sehen, ob die Würmer Mangel leiden. Kommt Alle herein!"

„Wie, Eure Kinder sind alle hier?"

„Ausgenommen das jüngste, welches erst während der Belagerung von La Rochelle zur Welt kam und noch bei der Amme ist. Kommt Alle herein; der Herr Cardinal erlaubt es."

„Ja, ich erlaube es; zugleich aber erlaube ich, oder befehle vielmehr dem Meister Latil, sich zu setzen."

Latil antwortete nicht und gehorchte; wäre er noch eine Minute stehen geblieben, würde er ohnmächtig geworden sein. Während dieser Zeit defilirte die ganze Nachkommenschaft der Frau Savois, nach Alter und Größe geordnet, zur Zimmerthür herein. Voran schritt ein hübscher Bursche von neun Jahren, dann kam ein Mädchen, dann wieder ein Bursche, und so fort bis zu dem letzten Sprößling, einem blauäugigen Mädchen von zwei Jahren.

„So, Kinder," sagte Frau Savois, „da steht der Mann, dem ich, Euer Vater und Ihr Alles verdanken; beugt hübsch Euer Knie vor ihm, um Euren Dank abzustatten."

„Frau Savois, Frau Savois! Man beugt nur vor Gott das Knie!" sagte der Cardinal.

„Und vor Denen, die seine Stelle vertreten; übrigens bin ich da, um meinen Kindern zu befehlen. Auf die Knie, Ihr Taugenichtse!"

Die Kinder gehorchten.

„Nun, Armand," sagte Frau Cavois, sich an den Aeltesten wendend; „wiederhole dem Herrn Cardinal das Gebet, welches ich Dich gelehrt habe, und das Du jeden Morgen und Abend betest."

„Mein Herr und Gott," betete das Kind, „schenke meinem Vater und meiner Mutter, meinen Brüdern und meinen Schwestern Gesundheit und mache, daß Se. Eminenz, der Herr Cardinal, dem wir Alles verdanken, und auf den ich Alles Glück herabflehe, sein Ministerium verliere, damit Papa jeden Abend nach Hause kommen kann!" — „Amen!" antworteten im Chor alle übrigen Kinder.

„Nun, es wundert mich nicht," sagte der Cardinal lachend, „daß ein Gebet, welches aus so guten Herzen kömmt, erhört wurde."

„So," sagte Frau Cavois; „da wir Monseigneur nun gesagt haben, was wir ihm zu sagen hatten, erhebet Euch und kommt."

Die Kinder erhoben sich fast zu gleicher Zeit und standen schnurgerade da.

„Seht Ihr, Herr Cardinal," fragte Frau Cavois mit einem Lächeln der Befriedigung, „wie Alle auf einen Wink gehorchen?"

„Frau Cavois," sagte der Cardinal, „wenn ich jemals in das Ministerium zurückkehre, werde ich Euch zum Exerciermeister der königlichen Truppen ernennen."

„Gott möge uns davor bewahren, Monseigneur!"

Frau von Combalet küßte die Kinder und deren Mutter, welche ihre Sprößlinge zu zwei und zwei in drei Sänften steigen ließ und es sich selbst mit dem jüngsten in einer vierten bequem machte; der Cardinal folgte ihnen mit wohlwollendem Blicke.

„Monseigneur," sagte Latil, sich von seinem Stuhl erhebend, „bedürfet meiner nicht mehr als Mann des Degens,

da Herr Savois Euch in die Verbannung folgt; aber es ist nicht das Eisen allein, was Ihr zu fürchten habt; Euere Feindin nennt sich Medicis."

„Das ist also auch Eure Ansicht?" sagte Frau von Combalet.

„Muß ich auch das Gift fürchten?" — fragte der Cardinal.

„Ihr braucht eine ergebene Person, welche Eure Speisen und Getränke früher kostet. Ich biete mich dazu an."

„O, dazu kommt Ihr zu spät, Herr Latil," sagte Frau von Combalet lächelnd; „es hat sich schon Jemand dazu erboten."

„Und ist dieser Jemand auch angenommen worden?"

„Ich hoffe es wenigstens," sagte Frau von Combalet, indem sie ihren Oheim zärtlich anblickte.

„Und wer ist das?" fragte Latil.

„Ich selbst bin es," entgegnete Frau von Combalet.

„Dann," sagte Latil, „bin ich hier nicht mehr nöthig. Gott befohlen, Monseigneur."

„Was thut Ihr?" rief der Cardinal.

„Ich gehe; Ihr habt einen Gardecapitän; Ihr habt eine Vorkosterin; unter welchem Titel sollte ich also bei Eurer Eminenz bleiben?"

„Unter dem Titel eines Freundes, Stephan Latil; ein Herz wie das Eure ist selten, und da ich es einmal gefunden habe, will ich es nicht wieder verlieren."

Dann wandte sich der Cardinal an seine Nichte.

„Meine liebe Marie," sagte er, „Dir vertraue ich meinen Freund Latil an; wenn ich auch jetzt keine Gelegenheit habe, ihn seinen Verdiensten angemessen zu beschäftigen, so wird sich eine solche später hoffentlich finden lassen. In der Voraussetzung, daß meine literarischen Freunde mir eben so treu bleiben werden, wie mein Gardecapitän und der brave Latil, muß ich ihre Aufgaben vorbereiten."

In diesem Augenblicke meldete der Kammerdiener den Dichter Rotrou.

„Ah, da ist gleich Einer," sagte der Cardinal, „der auch nicht lange auf sich warten läßt!"

„Mordieu," brummte Latil, „warum hat mich mein Vater nicht Verse machen lernen lassen; jetzt wäre ich doch wenigstens zu etwas nütze."

XIII.

Mirame.

Rotrou war nicht allein.

Der Cardinal blickte mit Neugier auf dessen ihm unbekannten Gefährten, welcher mit dem Hut in der Hand und in einer Haltung in das Gemach getreten war, welche Ehrfurcht, aber nicht Unterwürfigkeit verrieth.

„Ihr seid es, Rotrou?“ sagte der Cardinal, diesem die Hand entgegenstreckend; „ich verhehle Euch nicht, daß ich auf die Treue meiner Gefährten in Apollo rechnete. Ich bin glücklich, zu sehen, daß Ihr der Getreueste unter meinen Getreuen seid.“

„Wenn ich hätte voraus wissen können, was Euch begegnen würde, Monseigneur, so hättet Ihr mich schon bei Eurer Ankunft hier gefunden und ich wäre es gewesen, der dem erhabenen in Ungnade Gefallenen die Pforten seines Asyles öffnete. Wir werden also arbeiten. Der Ort ist zum Dichten wahrlich wie geschaffen!“

„Ist das auch die Ansicht dieses jungen Mannes?“ fragte der Cardinal, den Gefährten Rotrou's anblickend.

„Es ist so sehr seine Ansicht, daß er in aller Eile zu mir kam, um mir die Neuigkeit mitzutheilen, die er im Hôtel Rambouillet erfahren hatte, und mich bat, ihn Ew. Eminenz, da Ihr nun nicht mehr Minister wäret, so bald als möglich vorzustellen. Er hofft, da Ihr jetzt nicht von Staatsgeschäften in Anspruch genommen seid, würdet Ihr seine Komödie ansehen, die man im Hôtel Burgund spielen wird.“

Der Vorschlag, der etwas Bizarres hätte, wenn er heutzutage einem Kirchenfürsten gemacht würde, fiel zu jener Zeit nicht besonders auf, und Richelieu fand ihn ganz natürlich.

„Und wie heißt das Stück, welches die Schauspieler des Hôtels Burgund aufführen wollen?" fragte der Cardinal.

„Antworte selbst!" sagte Rotrou.

„Es heißt „Melita," antwortete schüchtern der ganz schwarzgekleidete junge Mann.

„Ah, ah, wenn ich mich recht erinnere," bemerkte Richelieu, „seid Ihr jener Herr Corneille, von dem Rotrou sagt, daß er bestimmt sei, uns Alle zu verdunkeln und ihn selbst vor allen Anderen?"

„Die Freundschaft ist nachsichtig, Monseigneur, und mein Landsmann Rotrou ist für mich mehr als ein Freund; er ist mir ein Bruder!"

„Ich liebe es, unter den Dichtern jene Freundschaftsbündnisse zu sehen, welche die Alten so oft besungen haben, die sie aber stets unter Kriegern und nie zwischen Poeten erstehen ließen."

Dann sich zu Corneille wendend, fragte er rasch:

„Und seid Ihr ehrgeizig, junger Mann?"

„Ja, Monseigneur; ich habe vor Allem einen Ehrgeiz, dessen Erfüllung mich grenzenlos entzücken würde."

„Und welchen?"

„Fragt meinen Freund Rotrou."

„Oho! Da haben wir ja einen gar schüchternen Ehrgeizigen!"

„Besser als das, Monseigneur, einen bescheidenen."

„Und kann ich diesem Ehrgeize Genüge thun?"

„Ja, Monseigneur, durch ein einziges Wort."

„Nun, so sprecht; niemals war ich geneigter, den Ehrgeiz Anderer zu befriedigen, als jetzt, wo ich meinen eigenen gescheitert sehe."

„Monseigneur," nahm jetzt Rotrou das Wort, „mein Freund strebt nach der Ehre, unter die Zahl Eurer Mitarbeiter aufgenommen zu werden. Wären Ew. Eminenz Minister geblieben, so hätte er den Erfolg seines Stückes abgewartet, um sich Euch vorstellen zu lassen; da Ihr aber nun wieder ein einfacher großer Mann geworden seid, der Zeit für sich und für Andere hat, sagte er mir: „Johann, mein Freund, der Cardinal wird sich jetzt der Poesie in die Arme werfen; beeilen wir uns, damit wir den Platz nicht schon besetzt finden."

„Der Platz ist nicht besetzt, Herr Corneille," sagte der Cardinal, „und er gehört Euch; Ihr werdet mit mir zu Nacht essen, meine Herren, und wenn bis dahin unsere anderen Gefährten kommen, werde ich Euch noch heute Abend den Plan zu einer neuen Tragödie auseinandersetzen, den ich in flüchtigen Umrissen skizzirt habe."

Der Cardinal täuschte sich in seinen Voraussetzungen nicht, und am Abend vereinigte dieselbe Tafel alle Die, welche man seitdem die fünf Autoren genannt hat, nämlich Bois-Robert, Colletet, L'Etoile, Rotrou und Corneille.

Richelieu machte mit der Herzlichkeit eines Cameraden den Wirth. Als die Tafel zu Ende war, begab man sich in das Arbeitscabinet, wo Richelieu, der vor Eifer brannte, sie seinen Enthusiasmus für das begonnene neue Werk theilen zu lassen, sich beeilte, aus seinem Schreibtische ein kleines Heft zu ziehen, auf dessen Umschlag er mit seinen großen Schriftzügen geschrieben hatte: „Mirame."

„Meine Herren," sagte der Cardinal, „von Allem, was wir bis jetzt unternommen haben, ist dies meine Lieblingsarbeit. Der Name „Mirame", den Ihr bereits Alle gelesen habt, wird Euch nichts über den Inhalt verrathen, denn sowohl der Titel, wie das Werk sind reine Erfindung; da es dem Menschen indeß eigentlich nicht gegeben ist, zu erfinden, sondern nur allgemeine Ideen und vollbrachte Thatsachen unter einer neuen Form wiederzugeben, werdet Ihr

wahrscheinlich unter den angenommenen Namen und Oertlichkeiten wirkliche Personen und Orte erkennen. Ich verhindere Euch nicht, selbst laut die Glossen zu machen, die sich Eurem Geiste aufdrängen."

Die Zuhörer verbeugten sich und nur Corneille sah auf seinen Freund, als wollte er sagen:

„Ich verstehe von dem Allen nichts, aber ich verlasse mich auf Dich, daß Du mir die nöthigen Aufklärungen geben wirst."

Rotrou antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er alle Aufklärungen haben sollte, die ihm wünschenswerth erscheinen würden.

Richelieu ließ den beiden jungen Leuten Zeit, ihre Zeichensprache miteinander zu sprechen, und nahm dann wieder das Wort:

„Ich nehme einen König von Bithynien an, gleichviel welchen, der Gegner eines Königs von Colchis ist. Der König von Bithynien hat eine Tochter Namens Mirame, und diese eine Vertraute Namens Almire, und eine Dienerin Namens Alcine. Seinerseits hat der König von Colchis, welcher sich im Kriege mit dem Könige von Bithynien befindet, als Günstling einen sehr schönen, sehr verführerischen, sehr eleganten Mann. Wir brauchen in einem Nachbarlande Frankreichs wohl nicht lange zu suchen, um den Typus für Arimant aufzufinden."

„Der Herzog von Buckingham!" sagte Bois-Robert.

„Richtig!" erwiederte Richelieu.

Rotrou stieß Corneille an, welcher große Augen machte und jetzt nicht mehr von der Sache begriff, als früher, obgleich der Name Buckingham die Situation wesentlich beleuchtete.

„Azamor," fuhr der Cardinal fort, „der König von

Phrygien, der Verbündete des Königs von Bithynien, ist nicht nur der Anbeter, sondern auch der Verlobte Mirame's."

„Welche ihn nicht liebt," warf Bois-Robert ein, „da sie in Arimant verliebt ist."

„Du hast gut gerathen, Le Bois!" lachte der Cardinal, „Ihr kennt nun die Situation, meine Herren!"

„Sie ist sehr einfach," bemerkte Colletet; „Mirame liebt den Feind ihres Vaters; sie verräth ihren Vater um ihres Geliebten willen."

Rotrou versetzte seinem Freunde Corneille einen zweiten Stoß mit dem Knie.

Corneille verstand von der Sache mit jedem Augenblicke weniger.

„Was für Ausdrücke Ihr da wieder gebraucht, Colletet," sagte der Cardinal; „sie verräth, sie verräth! Eine Frau verräth wohl ihren Mann, aber eine Tochter verräth nicht ihren Vater; das wäre zu stark; nein, sie begnügt sich damit, ihren Geliebten in den Gärten des Palastes zu empfangen."

„Wie eine gewisse Königin von Frankreich," bemerkte L'Etoile, „den Lord Buckingham."

„Gut; aber schweigt, L'Etoile; wenn Euer Vater das erführe, würde er nicht versäumen, diese Lästerung in seiner Chronik zu verzeichnen. — Man kömmt endlich zum Kampfe. Arimant, zuerst Sieger, wird schließlich durch einen in der Kriegsgeschichte so gewöhnlichen Umschwung des Glückes von Azamor besiegt. Mirame erhält nacheinander von seinem Siege und von seiner Niederlage Nachricht, was ihr Gelegenheit gibt, den entgegengesetztesten Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Der besiegte Arimant wollte seine Schmach nicht überleben, er hat sich in seinen Degen gestürzt, man hält ihn für todt. Mirame will sterben und wendet sich an ihre Vertraute, die Herzogin von Chevreuse — ich irre mich, und begreife nicht, wie mir dieser Name auf die Zunge gerieth —

sie wendet sich an ihre Vertraute, Almire, welche ihr den Vorschlag macht, sich in Gemeinschaft mit ihr mittelst eines von Colchis gebrachten Krautes zu vergiften. Beide athmen den Duft des Krautes ein und sinken ohnmächtig nieder. Während dieser Zeit hat man die Wunden Arimant's verbunden, welche keineswegs tödtlich sind. Er kömmt zu sich, aber nur, um über den Tod Mirame's in Verzweiflung zu gerathen. Endlich beschwichtigt Almire die allgemeine Angst mit der Mittheilung, daß sie der Prinzeß blos ein einschläferndes, keineswegs aber ein giftiges Kraut zu riechen gegeben habe, dasselbe, womit Medea den Drachen einschläferte, als das goldene Vließ geraubt werden sollte. Mirame erwacht und erfährt, daß ihr Geliebter am Leben ist, daß der König von Colchis Friedensanträge gemacht hat, daß Azamor auf ihre Hand verzichtet, und daß nichts mehr ihrer Verbindung mit Arimant im Wege steht."

„Bravo!" riefen Colletet, Bois-Robert und L'Etoile im Chor.

„Die Situation und deren Entwicklung sind wirklich spannend," sagte Rotrou; „was hältst Du davon, Corneille?"

Corneille machte ein Zeichen mit dem Kopf.

„Ihr scheint mir ein kalter Beurtheiler zu sein, Herr Corneille," sagte Richelieu etwas pikirt über das Schweigen des jüngsten seiner Zuhörer, von dem er den größten Enthusiasmus gehofft hatte.

„Nein, Monseigneur," erwiederte Corneille; „ich dachte eben über die Actschlüsse nach."

„Diese sind ja in der Handlung vollkommen angezeigt; der erste Act endet mit der Scene zwischen Almire und Mirame, in welcher Letztere einwilligt, Arimant im Garten zu empfangen. Der zweite schließt mit einem Monologe Mirame's, in welchem sie sich, nachdem sie den Geliebten empfangen, Vorwürfe über ihre Unklugheit macht. Am Schlusse

des dritten Actes drückt Azamor seine Verzweiflung darüber aus, daß Mirame ihm den besiegten Arimant vorziehe; der Entschluß der Prinzeß, in den Tod zu gehen, bildet den natürlichen Schluß des vierten Aufzuges, und ebenso natürlich endet das Stück mit der Einwilligung des Königs von Bithynien, seine Tochter die Gattin Arimant's werden zu lassen."

„Wenn aber der Plan dergestalt gegliedert ist, Monseigneur," sagte L'Etoile, „so ist ja das Stück fertig."

„Es ist nicht nur der Plan gegliedert, sondern ein Theil der Verse ist ebenfalls bereits fertig."

„Hören wir die Verse!" rief Bois-Robert.

Der Cardinal las nun für die ersten beiden Acte eine Reihe von Versen vor, welche pflichtschuldigen Beifall fanden.

„Für den dritten Act habe ich noch einige Scenen skizzirt," sagte er, „welche ich demjenigen von den Herren mittheilen will, der sich mit diesem Acte befassen wird."

„Wer aber," fragte Bois-Robert, „wird die ersten beiden Acte übernehmen? Wer wird es wagen, seine Verse zwischen und vor die Verse Ew. Eminenz zu —"

„Meine Herren," sagte Richelieu, der, so streng er gegen sich selbst in politischen Dingen auch sein mochte, dem Lobe auf literarischem Gebiete zugänglich war, wie ein Kind, und dem daher Bois-Robert's Frage große Freude machte, „wenn Ihr die Aufgabe der beiden ersten Acte für eine zu schwierige haltet, so könnte man ja über alle fünf Acte das Los entscheiden lassen."

„Die Jugend fürchtet sich vor nichts," sagte Rotrou; „ich und mein Freund Corneille, wir übernehmen die ersten zwei Acte."

„Waghälse!" rief Richelieu lachend.

„Ew. Eminenz werden nur so gütig sein müssen, uns den genau auseinandergesetzten Plan der Scenen zu geben, damit wir nicht einen Augenblick von Euren Intentionen abweichen."

„Dann," rief Bois-Robert, „übernehme ich den dritten Act."

„Und ich den vierten," sagte L'Etoile.

„Mir bleibt also der fünfte übrig," bemerkte Colletet; „Ende gut, Alles gut!"

„Wenn Ihr den fünften Act übernehmet, Colletet," sagte der Cardinal, „so muß ich Euch einige Andeutungen geben."

Und ihn an der Schulter berührend, gab er ihm ein Zeichen, ihm in eine Fensternische zu folgen, wo er sich leise mit ihm unterhielt.

Während dieser Zeit neigte sich Rotrou zu dem Ohre seines Freundes Corneille.

„Peter," sagte er, „von diesem Augenblicke an ist Dein Glück in Deiner Hand und es ist nun an Dir, es nicht entschlüpfen zu lassen."

„Was muß ich dazu thun?" fragte Corneille ganz unbefangen.

„Du mußt Verse machen, welche nicht besser sind, als die des Herrn Cardinals," erwiederte Rotrou, ihm auf die Schulter klopfend.

Corneille blickte seinen Freund ganz verblüfft an.

XIV.

Neuigkeiten vom Hofe.

Nachdem die fünf Acte von „Mirame" vertheilt waren, und Colletet seine Instructionen für den letzten Act erhalten hatte, nahmen die Mitarbeiter des Cardinals Abschied von demselben, bis auf Corneille und Rotrou, welche er noch einen Theil der Nacht bei sich behielt, um ihnen den genauen Plan der beiden ersten Acte zu dictiren.

Bois-Robert sollte am andern Morgen wieder kommen, um die Instructionen für sich und die andern beiden Mitarbeiter zu holen, denen er sie dann mitzutheilen hatte.

Corneille und Rotrou übernachteten in Chaillot.

Am anderen Morgen frühstückten sie mit dem Cardinal, der ihnen seine letzten Bemerkungen machte; während des Frühstückes kam Bois-Robert. Corneille und Rotrou verabschiedeten sich. Bois-Robert blieb.

Der Cardinal hatte vor diesem Letztern keine Geheimnisse und Bois-Robert bemerkte, trotz dem Anscheine, den sich Richelieu zu geben bemühte, als beschäftige er sich nur mit der Comödie, wie sehr der Kopf des großen Mannes von anderen, weit wichtigeren Dingen eingenommen war.

Bois-Robert hatte mit Charpentier und Rossignol gesprochen; er wußte um die Rückkunft der Gesandten Beautru, La Saludie und Charnassé; er hatte auch Pater Josef in seinem Kloster besucht und dem Cardinal erzählt, welche Antwort dieser dem Könige gab.

Der Cardinal war über diese Antwort sehr erfreut, denn

er setzte volles Vertrauen in die Verschwiegenheit des Mönches, mißtraute aber dessen Ehrgeiz. In der That verrieth ihn Pater Josef später; damals mochte er aber die Stunde zum Verrathe noch nicht für geeignet halten. Endlich erfuhr der Cardinal durch Bois-Robert, daß Lopez und Souscarrières dem Könige ihren Bericht erstattet hatten.

Alle Hoffnung, den König in Chaillot zu sehen, war also noch nicht verloren und der dritte Tag, den der Cardinal der Grenze seiner Hoffnungen gesetzt hatte, war noch nicht verflossen.

Gegen zwei Uhr ertönte der Galopp eines Pferdes und der Cardinal eilte an das Fenster, obwohl er ziemlich sicher war, daß der Reiter nicht der König sein konnte.

So sehr er sich in seiner Gewalt hatte, konnte Richelieu doch einen Freudenschrei nicht unterdrücken; ein Page in den königlichen Farben sprang vom Pferde, warf die Zügel einem Lakaien zu, und der Cardinal erkannte in ihm jenen Saint-Simon, welcher Marion de Lorme die für Richelieu so wichtigen Nachrichten gebracht hatte.

„Bois-Robert,“ rief der Cardinal, „laß diesen jungen Mann zu mir herein und sorge dafür, daß wir nicht gestört werden.“

Bois-Robert eilte die Treppe hinab, und bald darauf ließen sich die Schritte des jungen Mannes hören, der die Stufen, immer vier auf einmal, hinaufsprang.

In der Thür des Zimmers, wo ihn der Cardinal erwartete, stand er plötzlich diesem gegenüber.

Der junge Mann riß den Hut vom Kopfe und ließ sich auf ein Knie nieder.

„Was thut Ihr da, mein Herr?“ fragte lachend der Cardinal, „ich bin nicht der König.“

„Ihr seid es nicht mehr, Monseigneur; aber mit Gottes Hilfe sollt Ihr es bald wieder werden.“

Ein freudiges Beben durchzuckte den Cardinal, als er diese zuversichtlichen Worte hörte.

„Ihr habt mir einen großen Dienst geleistet, mein Herr," sagte er, „und wenn ich wieder Minister werden sollte, was ich vielleicht Unrecht habe, herbeizuwünschen, werde ich trachten, meine Feinde zu vergessen, aber ich werde mich bestimmt meiner Freunde erinnern. Habt Ihr mir eine gute Nachricht anzukündigen? Aber so erhebt Euch doch, ich bitte Euch darum."

„Ich komme im Auftrage einer schönen Dame, deren Namen ich in Eurer Gegenwart nicht zu nennen wage, Monseigneur," sagte St. Simon.

„Gut, ich werde ihn zu errathen suchen."

„Sie beauftragte mich, Euch zu sagen, daß sie den König gegen drei Uhr sprechen würde, und daß es mit unrechten Dingen zugehen müßte, wenn Se. Majestät nicht um drei ein halb Uhr in Chaillot wäre."

„Diese Dame," sagte Richelieu, „gehört wahrscheinlich nicht zum Hofe, oder geht nicht an den Hof, sonst setzte sie nicht voraus, daß Se. Majestät den ergebensten seiner Unterthanen besuchen werde."

„Die Dame gehört wirklich nicht zum Hofe," sagte St. Simon lächelnd, „auch kömmt sie nie an den Hof, aber viele Leute vom Hofe kommen zu ihr und rechnen sich dies zur Ehre; daraus folgt, daß ich sehr viel auf ihre Prophezeiungen geben würde, wenn sie mir welche machte."

„Hat sie Euch nie prophezeit?"

„Mir, Monseigneur?" fragte St. Simon mit dem hellen, sorglosen Lachen der Jugend.

„Ja. Hat sie Euch zum Beispiel nie gesagt, wenn, aller Wahrscheinlichkeit nach, Baradas in Ungnade beim Könige fiele, würde St. Simon sein Nachfolger werden, und daß ein gewisser Cardinal, der Minister war, und von dem man annimmt, daß er es wieder werden wird, weit entfernt, sich

diesem Avancement zu widersetzen, es vielmehr nach besten Kräften unterstützen würde?"

„Sie hat mir wohl etwas Derartiges gesagt, Monseigneur; das war aber keine Prophezeiung, sondern ein Versprechen, und ich traue den Versprechungen Marions nicht viel; mein Gott, jetzt habe ich den Namen genannt, ohne es zu wollen."

„Ich bin wie Cäsar," sagte Richelieu, „mein rechtes Ohr ist etwas harthörig; ich habe den Namen auch nicht gehört."

„Verzeihung, Monseigneur, ich habe geglaubt, daß Cäsar auf dem linken Ohr schlecht gehört habe."

„Es ist möglich; jedenfalls habe ich einen Vortheil vor ihm; ich bin stets auf dem Ohre taub, auf welchem ich nichts hören will. Aber Ihr kommt ja vom Hofe! Was gibt es daselbst Neues? Natürlich frage ich nur nach Neuigkeiten, die in Paris Jedermann weiß, die ich aber nicht erfahren habe, da ich in Chaillot, d. h. in der Provinz, wohne."

„Die Neuigkeiten? Ich will sie in drei Worten mittheilen, Monseigneur. Vor drei Tagen hat der Herr Cardinal seine Entlassung eingereicht und es war großer Jubel im Louvre."

„Ich weiß das."

„Der König hat der ganzen Welt Versprechungen gemacht; fünfzigtausend Thaler dem Herzoge von Orleans, sechzigtausend Livres der Königin-Mutter, dreißigtausend der regierenden Königin."

„Und hat er ihnen auch diese Summen gegeben?"

„Nein, und das ist die Unklugheit. Die erhabenen Beschenkten vertrauten dem Worte des Königs, und statt sich von ihm auf der Stelle Anweisungen an einen gewissen Charpentier, der Intendant zu sein scheint, ausstellen zu lassen, begnügten sie sich mit seinem Versprechen, aber —"

„Aber?"

„Aber als der König am andern Tage aus dem Hause des Cardinals zurückkehrte, wollte er Niemand empfangen, und schloß sich ein. Zu Mittag speiste er in der alleinigen Gesellschaft L'Angely's, dem er dreißigtausend Livres schenken wollte, die dieser aber rundweg zurückwies."

„Ah!"

„Das setzt Ew. Eminenz in Erstaunen?"

„Nein."

„Dann ließ er Baradas kommen, dem er ebenfalls dreißigtausend Livres geschenkt hatte, der aber klüger war, als die Anderen, sich eine Anweisung ausstellen und diese sofort auszahlen ließ."

„Und die Anderen?"

„Die Anderen warten noch immer. Heute Morgen war im Louvre großer Rath, zusammengesetzt aus den beiden Königinnen, dem Herzoge von Orleans, den beiden Marillac's, Lavieuville, welcher vor Wuth darüber schäumt, daß Charpentier die Schlüssel zum Staatsschatze hat, während doch er Oberintendant der Finanzen ist, und Bassompierre —"

„Und der König, der König —?"

„Der König?" wiederholte fragend St. Simon.

„War er bei der Berathung zugegen?"

„Nein, Monseigneur; er hat sagen lassen, daß er sich unwohl befinde."

„Und wovon war bei der Berathung die Rede? Wißt Ihr etwas davon?"

„Wahrscheinlich von dem bevorstehenden Kriege."

„Woraus schließet Ihr das?"

„Monseigneur Gaston ging wüthend weg, weil Bassompierre ihm etwas gesagt hatte."

„Was war das?"

„Monseigneur bestimmte in seiner Eigenschaft als Generallieutenant den Marsch der Armee; es handelte sich darum,

über einen Fluß zu setzen; wenn ich nicht irre, über die Durance."

„An welchem Punkte werden wir hinübergehen?" fragte Bassompierre.

„Hier, mein Herr," antwortete Gaston, den Finger auf die Landkarte setzend.

„Ich muß Euch bemerken, Monseigneur," sagte Bassompierre, „daß Euer Finger keine Brücke ist;" darüber wurde Monsieur furchtbar aufgebracht."

Ein freudiges Lächeln flog über die Züge des Cardinals.

„Ich weiß nicht," sagte er, „warum ich sie nicht wirklich die Flüsse überschreiten lassen soll, wo sie wollen, da ich mich abseits halten und über ihr Mißgeschick lachen kann."

„Ihr werdet nicht darüber lachen, Monseigneur," erwiederte St. Simon mit einem Ernst, den man dem jungen Manne keineswegs zugetraut hätte.

Richelieu blickte ihn an.

„Ihr werdet nicht darüber lachen," wiederholte der Page, „weil ihr Mißgeschick zugleich das Unglück Frankreichs sein würde."

„Ihr sagt also," lenkte Richelieu das Gespräch ab, „daß der König seine Familie seit vorgestern nicht gesehen hat?"

„Niemand, Monseigneur; ich weiß es bestimmt."

„Und daß Baradas allein seine dreißigtausend Livres wirklich erhalten hat?"

„Dessen bin ich sicher, denn er hat mich geholt, um ihm seinen Schatz nach seinem Zimmer tragen zu helfen."

„Und was wird er mit seinem Reichthum anfangen?"

„Vorderhand nichts; aber in einem Briefe hat er Marion de Lorme angeboten, — da ich den Namen einmal genannt habe, darf ich ihn doch wiederholen?"

„Nun, was hat er Marion de Lorme angeboten?"

„Sein Vermögen in Gesellschaft mit ihm durchzubringen."

„Und hat er ihr mündlich diesen Antrag gemacht?"

„Nein, glücklicherweise in einem Briefe."

„Und Marion hat, wie ich hoffe, diesen Brief aufbewahrt? Sie hat ihn wohl in Händen?"

St. Simon zog seine Uhr.

„Es ist jetzt halb vier; in diesem Augenblick muß sie sich des Briefes bereits entledigt haben."

„Wem hat sie ihn übergeben?" fragte lebhaft der Cardinal.

„Wem als dem Könige."

„Dem Könige?"

„Und das eben ließ sie hoffen, daß der Tag nicht verstreichen würde, ohne daß Ihr Se. Majestät wiedersehet, Monseigneur!"

„O, jetzt begreife ich."

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens.

Der Cardinal stützte sich erblassend auf einen Stuhl.

St. Simon lief an das Fenster.

„Der König!" rief er.

Zugleich wurde die Thür des Zimmers heftig aufgerissen, und auch Bois-Robert stürzte mit dem Ruf herein:

„Der König!"

Auch die Thür, welche zu den Gemächern der Frau von Combalet führte, öffnete sich und diese trat herein, mit bebenden Lippen murmelnd:

„Der König!"

„Entfernt Euch Alle," gebot der Cardinal, „und lasset mich allein mit Sr. Majestät."

Die Anwesenden entfernten sich durch verschiedene Thüren, während der Cardinal sich seine hohe Stirn mit einem seidenen Tuche trocknete.

Man hörte draußen auf der Treppe Schritte, die sich Stufe für Stufe in gemessener Weise näherten.

Guillemot erschien in der Thür, deren beide Flügel er öffnete, indem er feierlich anmeldete:

„Der König!"

„Meiner Treu!" flüsterte der Cardinal, „meine Nachbarin Marion ist eine große Diplomatin!"

XV.

Warum der König Ludwig XIII. immer schwarz gekleidet war.

Guillemot verschwand augenblicklich und Ludwig XIII. und der Cardinal Richelieu standen einander allein gegenüber.

„Sire,“ sagte Richelieu, sich tief verneigend, „mein Erstaunen, als ich hörte, Ew. Majestät besuchten meine niedere Behausung, war so groß, daß ich, statt an den Fuß der Treppe zu eilen, um Ew. Majestät zu empfangen, wie festgenagelt auf dem Parquet dieses Zimmers stand, und daß ich noch jetzt, in der erhabenen Gegenwart Ew. Majestät, meinen Augen nicht traue, und kaum daran zu denken wage, daß Ew. Majestät sich so weit herabgelassen haben, mich aufzusuchen.“

Der König blickte im Zimmer umher.

„Sind wir allein, Herr Cardinal?“ fragte er.

„Ganz allein, Sire.“

„Seid Ihr dessen sicher?“

„Vollkommen.“

„Und wir können ganz ungezwungen und ungestört mit einander sprechen?“

„Ja, Sire.“

„Dann verschließet die Thür und höret mich an!“

Der Cardinal that nach dem Wunsche des Königs und deutete dann auf einen Lehnsessel, in den sich der König setzte, oder vielmehr sich fallen ließ.

Der Cardinal blieb stehen und wartete.

Der König erhob langsam den Blick zu ihm und sagte nach einer Weile:

„Herr Cardinal, Ich habe Unrecht gehabt.“

„Unrecht, Sire, worin?“

„Das zu thun, was Ich gethan habe.“

Der Cardinal blickte den König fest und durchdringend an.

„Sire,“ sagte er, „eine große Erklärung, eine Erklärung, welche klar und bestimmt ist, und keinen Zweifel, keine Wolke, keinen Schatten übrig läßt, ist zwischen uns nothwendig geworden. Die Worte, welche Ew. Majestät soeben gesprochen haben, lassen mich hoffen, daß die Stunde dieser Erklärung gekommen sei.“

„Herr, Cardinal,“ sagte Ludwig XIII., sich aufrichtend, „Ich hoffe, daß Ihr nicht vergessen werdet —“

„Daß Ihr der König Ludwig XIII. seid, und daß ich Euer unterthäniger Diener, der Cardinal Richelieu bin — seid unbesorgt, Sire; ich werde das nicht vergessen; doch erlaubet mir, Sire, vorher die Bemerkung zu machen, daß ich bereit bin, im Falle ich Ew. Majestät verletzen sollte, mich so weit zurückzuziehen, daß Ew. Majestät in Zukunft nicht einmal meinen Namen aussprechen hören werden; wenn aber im Gegentheil Ew. Majestät einsehen, daß meine Gründe gut, meine Klagen gerechtfertigt sind, dann bitte ich, Sire, in demselben Tone, in welchem Ihr die Worte spracht: „Ich habe Unrecht gehabt,“ in dem Tone der Ueberzeugung nämlich, mir zu sagen: „Cardinal, Ihr habt Recht!“ und alles Vergangene soll dann in den Abgrund der Vergessenheit versenkt sein!“

„Sprechet, Cardinal,“ sagte der König. „Ich höre!“

„Beginnen wir, Sire, wenn es Euch beliebt, mit dem, worüber sich nicht streiten läßt, mit meiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit.“

„Habe Ich diese jemals bestritten?“ fragte der König.

„Nein, aber Ihr ließet sie in Eurer Gegenwart von Anderen bestreiten.“

„Mein Herr!“

„Sire, ich werde entweder Alles sagen, oder schweigen.“

„Nein, Ventre Saint-Gris, wie Mein Vater sagte. Ich befehle Euch im Gegentheil, zu reden; aber verschonet Mich mit Euren Vorwürfen.“

„Ich muß dennoch Euer Majestät die Vorwürfe machen, die Ihr verdienet.“

Der König erhob sich, stampfte mit dem Fuße, ging von seinem Stuhle zum Fenster, vom Fenster zur Thür, von dort zu seinem Stuhle, blickte den Cardinal an, der schweigend verharrte, und setzte sich endlich mit den Worten nieder:

„Redet. Ich sehe schon, daß Ich Meinen königlichen Stolz für eine Weile unterdrücken muß.“

„Ich sagte, Sire, daß ich mit meiner Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit beginnen werde; wollet mich also anhören.“

Ludwig XIII. nickte mit dem Kopfe.

„Ich habe von meinem Erbtheile,“ fuhr der Cardinal fort, „25,000 Livres Rente; der König hat mir sechs Abteien verliehen, welche mir 120,000 Livres einbringen, ich habe daher Alles in Allem 150,000 Livres.“

„Ich weiß das,“ sagte der König.

„Ew. Majestät wissen auch ohne Zweifel, daß ich als Minister so von Verschwörungen und Dolchen umgeben war, daß ich mir zu meinem persönlichen Schutze Garden sammt einem Capitän halten mußte.“

„Ich weiß auch das.“

„Nun wohl, Sire; ich habe eine Pension von 60,000 Livres ausgeschlagen, welche Ihr mir nach der Einnahme von La Rochelle anbotet.“

„Ich erinnere Mich dessen.“

„Ich habe die Bezüge der Admiralswürde von 40,000 Livres zurückgewiesen, ich habe ein Admiralsrecht, das 100,000 Thaler werth war, zurückgewiesen, oder vielmehr, ich habe dem Staate damit ein Geschenk gemacht. Ich habe mit Entrüstung eine Million abgelehnt, welche die Generalpächter des Reiches mir anboten, um nicht in Untersuchung zu kommen; sie kamen in Untersuchung und mußten zehn Millionen in die Cassen abliefern.“

„In Bezug darauf gibt es keinen Widerspruch, Cardinal,“ sagte der König, seinen Hut berührend, „und Ich freue Mich, sagen zu können, daß Ihr der ehrlichste Mann Meines Königreiches seid.“

Der Cardinal verneigte sich.

„Wer aber,“ fragte er, „sind meine Feinde in der Umgebung Eurer Majestät? Wer sind Jene, welche mich vor Frankreich anklagen und in den Augen Europa's verleumden? Es sind dieselben, welche die Ersten sein sollten, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es sind Seine k. Hoheit, Monseigneur Gaston, Euer Bruder, die regierende Königin Anna und Ihre Majestät, die Königin-Mutter.“

Der König stieß einen Seufzer aus. Der Cardinal hatte den wunden Fleck berührt und beeilte sich, fortzufahren:

„Seine k. Hoheit, Monsieur, hat mich immer verabscheut; und wie habe ich seinem Hasse geantwortet? In der Angelegenheit von Chalais war nichts Geringeres beabsichtigt, als mich zu ermorden; die Geständnisse von allen Seiten, und sogar von Seite des Prinzen selbst, lauten in diesem Punkte klar und bestimmt, und wie habe ich mich gerächt? Ich vermittelte seine Heirat mit der reichsten Erbin des Königreiches, Fräulein von Montpensier; ich erwirkte für ihn von Ew. Majestät die Apanage und den Titel eines Herzogs von Orleans. Monseigneur Gaston besitzt in diesem Augenblicke eine und eine halbe Million jährlicher Einkünfte.“

„Das heißt, er ist reicher als Ich, Herr Cardinal.“

„Der König braucht nicht reich zu sein; er kann, was er will. Wenn der König einer Million bedarf, so verlangt er sie und er hat sie."

„Es ist wahr," sagte der König, „da Ihr Mir vorgestern vier und gestern eine und eine halbe Million gabet."

„Muß ich Ew. Majestät daran erinnern, wie die Königin Anna von Oesterreich mich haßt, und was sie bereits gegen mich unternommen hat? Und woraus besteht mein Verbrechen in ihren Augen? Die Achtung verschließt mir den Mund."

„Nein, redet, Herr Cardinal; Ich kann, Ich muß, Ich will Alles hören."

„Sire, das große Unglück der Fürsten und das große Mißgeschick der Staaten sind die Heiraten mit ausländischen Prinzessinnen. Die Königinnen von Frankreich, wenn sie aus Spanien, Oesterreich oder Italien kommen, bringen auf den französischen Thron Familiensympathien mit, welche in gegebenen Augenblicken zu Staatsverbrechen werden können. Wie viele Königinnen haben nicht schon zu Gunsten ihres Vaters oder ihres Bruders das Schwert Frankreichs unter dem Kopfkissen des Königs, ihres Gemals, hinweggestohlen? Was kommt davon? Das, was man das Verbrechen des Hochverrathes nennt; da man die wahren Schuldigen nicht verfolgen kann, so fallen dann gewöhnlich auf dem Schaffot Köpfe, welche nicht fallen sollten. Nachdem sie mit England conspirirt hat, verschwört sich die Königin Anna, welche mich haßt, weil sie in mir den Kämpfer für Frankreichs Ehre sieht, nun mit Spanien und Oesterreich."

„Ich weiß es, Ich weiß es," sagte der König; „aber die Königin Anna hat keine Macht über Mich."

„Das ist wahr, aber könnt Ihr dasselbe von der Königin Marie sagen, Sire? Von der Königin Marie, welche die grausamste meiner Feindinnen ist, weil ich am meisten für sie gethan habe?"

„Verzeihet ihr, Herr Cardinal.“

„Nein, Sire; ich verzeihe ihr nicht.“

„Auch nicht, wenn Ich Euch darum bitte?“

„Selbst dann nicht, wenn Ihr es mir befehlet; ich habe es Euer Majestät vorher gesagt, da Ihr einmal hierher gekommen seid, so sollt Ihr hier die ganze Wahrheit hören.“

Der König stieß einen Seufzer aus.

„Glaubt Ihr, daß Ich die Wahrheit nicht kenne?“ fragte er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nicht ihrem ganzen Umfange nach. Eure Mutter, Sire, — es ist schrecklich, dies einem Sohne sagen zu müssen, Eure Mutter —“

„Nun? Meine Mutter?“ fragte der König, seinen Blick fest auf den Cardinal heftend.

Dieser Blick des Königs, welcher die Worte in dem Munde jedes minder entschlossenen Menschen zurückgehalten hätte, entmuthigte den Cardinal keineswegs.

„Eure Mutter, Sire,“ fuhr er fort, „war keine treue Gattin. Als sie noch die Verlobte Eures Vaters war, als sie in Marseille landete —“

„Haltet ein, mein Herr; die Wände haben Ohren und sie hören zuweilen, wie man sagt. Wenn sie aber Ohren haben und wirklich hören, so können sie auch sprechen, und Niemand, als Ihr und Ich darf wissen, weshalb Ich zögere, der Krone einen Erben zu geben, während doch alle Welt deshalb in Mich dringt und Ihr vor allen Anderen.“

Der König stand auf, ergriff die Hand des Cardinals und fuhr fort:

„Was Ich Euch sage, ist so wahr, daß Ich, — so gewiß nur Gott allein und Ihr, Herr Cardinal, Mich höret — wäre Ich überzeugt, mein Bruder sei der Sohn H e i n r i c h s IV., das heißt, in seinen Adern flösse das Blut, welches allein berechtigt ist, über Frankreich zu herrschen, schon längst zu

seinen Gunsten abgedankt und Mich in ein Kloster zurückgezogen hätte, um dort für meine Mutter und für Frankreich zu beten. — Habet Ihr Mir noch etwas zu sagen, Herr Cardinal? Nachdem dieses gesagt ist, kann Ich Alles hören."

„Nun wohl, Sire, so will ich Alles sagen, denn ich fange an, Ew. Majestät, die ich bisher immer geliebt und geachtet habe, nun auch zu bewundern. O Sire, welchen Horizont von Traurigkeit verbarg mir der Schleier, den Ihr soeben gelüftet habt, und Gott ist mein Zeuge, daß ich lieber schweigen würde, wenn ich nicht die Zukunft Frankreichs von dem abhängig glaubte, was ich jetzt sagen will. — Habt Ihr jemals über den Tod Heinrichs IV. nachgedacht, Sire?"

„Ach, Ich denke an nichts Anderes."

„Habt Ihr auch versucht, in dem schrecklichen Räthsel des 14. Mai klar zu sehen?"

„Ja, und Ich bin auch dahin gelangt!"

„Aber kennt Ihr die wahren Mörder, Sire?"

„Die Ermordung des Marschalls d'Ancre, von welcher Ich ohne Gewissensbisse rede, und welche Ich morgen vollbringen lassen würde, wenn sie nicht schon seit elf Jahren vollbracht wäre, mag Euch beweisen, daß Ich wenigstens Einen dieser Mörder kannte, wenn Ich auch die Anderen nicht kenne."

„Aber ich, Sire, ich, der ich nicht dieselben Gründe hatte, wie Ew. Majestät, die Augen zu schließen, ich bin bis auf den Grund dieses Geheimnisses gedrungen, und ich kenne die Königsmörder alle."

Der König seufzte tief auf.

„Ihr wißt nicht, Sire, daß es eine brave Frau, ein dem Könige ergebenes Geschöpf, gegeben hat, welche wußte, daß das Verbrechen ausgeübt werden sollte und sich zugeschworen hatte, es zu verhindern; und wißt Ihr, Sire, was ihr Lohn war?"

„Man hat sie in ein Grab eingesperrt, das über der

Lebenden vermauert wurde, und wo sie achtzehn Jahre dem glühenden Sonnenstrahl und dem eisigen Froste ausgesetzt war; dieses Grab befand sich im Kloster der Büßerinnen; die Frau hieß Coëtman und ist vor zehn oder zwölf Tagen gestorben."

„Und Ew. Majestät ließen, da Ihr es wußtet, eine solche Ungerechtigkeit zu?"

„Die Könige sind geheiligte Personen, Herr Cardinal," sagte Ludwig XIII., „und wehe Denen, die sich in ihre Geheimnisse zu mischen wagen."

„Nun wohl, Sire, es gibt noch eine andere Person, als Euch und mich, die um dieses Geheimniß weiß."

Der König heftete einen ausdrucksvollen fragenden Blick auf den Cardinal.

„Ihr habt vielleicht gehört, Sire," sagte Richelieu, „daß Ravaillac auf dem Schaffot Geständnisse zu machen verlangte."

„Ja," sagte Ludwig XIII. erbleichend.

„Ihr habt auch wohl gehört, daß sich der Gerichtsschreiber ihm sofort näherte und unter dem Dictat des schon halb zerfleischten Königsmörders die Namen der wahren Schuldigen niederschrieb?"

„Ja," sagte Ludwig XIII., „auf ein fliegendes Blatt Papier, welches aus dem Protokolle herausgerissen worden war."

„Da werdet Ihr wohl auch vernommen haben, Sire, daß dieses Blatt Papier von dem Referenten des Processes, Joly von Fleury, in Empfang genommen und lange Zeit sorgfältig in Verwahrung gehalten wurde?"

„Ich weiß das Alles, Herr Cardinal. Was weiter?"

„Ich wollte dieses Blatt von den Kindern Joly's von Fleury an mich bringen; zwei junge Leute aber, von denen der Eine sechzehn, der Andere etwa sechsundzwanzig Jahre zählte, hatten sich eines Tages bei dem Berichterstatter des

peinlichen Gerichtes eingefunden, sich ihm zu erkennen gegeben und so viel Einfluß auf ihn gehabt, daß er ihnen das kostbare Schriftstück auslieferte."

„Und Ew. Eminenz, die Ihr Alles wißt, konntet nicht in Erfahrung bringen, wer diese beiden jungen Leute waren?" fragte der König.

„Nein, Sire," antwortete der Cardinal.

„Nun wohl, Ich will es Euch offenbaren," sagte der König, krampfhaft die Arme des Cardinals ergreifend; „der Aeltere dieser Beiden war Luynes, der Jüngere war Ich selbst."

„Ihr, Sire!" rief der Cardinal, erstaunt einen Schritt zurücktretend.

„Und jenes verhängnißvolle Blatt mit dem letzten Geständnisse Ravaillac's — hier ist es!"

Der König zog aus der Brusttasche seines Wammses ein vergilbtes, zerknittertes Papier und reichte es dem Cardinal hin.

„O Sire, Sire!" rief dieser, welcher aus der furchtbaren Bläße des Königs ersah, was dieser während des Gespräches gelitten haben mochte, „verzeiht mir! Alles, was ich gesagt habe, dachte ich, wäre Euch unbekannt!"

„Und welche Ursache gabt Ihr denn Meiner steten Traurigkeit, Meiner Vereinsamung, Meiner Trauerkleidung? Ist es vielleicht die Gewohnheit der Könige von Frankreich, sich dergestalt zu kleiden? Die Könige von Frankreich tragen die Trauer um Eltern, Geschwister und Verwandte in violetter Farbe; aber alle Menschen, ob Könige oder Bürger, hüllen sich in Schwarz, wenn sie ihr Glück zu betrauern haben."

„Sire," sagte der Cardinal, „es ist überflüssig, dieses Papier aufzubewahren. Verbrennt es."

„Nein, Herr Cardinal. Ich bin schwach, aber Ich kenne Mich zum Glück. Meine Mutter ist, Alles in Allem genommen, doch Meine Mutter, und hin und wieder erlangt sie

Einfluß auf Mich. Aber wenn Ich sehe, daß dieser Einfluß anfängt, Mich von dem geraden Wege abzulenken, und zu irgend einer Ungerechtigkeit zu drängen, blicke Ich dieses Papier an und es gibt Mir Meine Kraft zurück. Behaltet nun dieses Papier, Herr Cardinal, als eine Art Vertrag zwischen Uns, und an dem Tage, wo es nöthig sein wird, daß Ich mit Meiner Mutter vollends breche, daß Ich sie aus meiner Nähe entferne, daß Ich sie aus Paris verbanne, fordert Ihr, dieses Papier in der Hand, von Mir, was Ihr wollt."

Der Cardinal zögerte.

„Nehmet," sagte der König, „nehmet, Ich will es so!"

Der Cardinal verbeugte sich und nahm das vergilbte Papier.

„Und nun, Herr Cardinal, stellt mir keine weiteren Bedingungen; Ich und Frankreich übergeben Uns in Eure Hände."

Der Cardinal ließ sich auf ein Knie nieder, ergriff die Hand des Königs, küßte sie und sagte:

„Sire, im Austausch für diesen Augenblick widme ich Euch die Ergebenheit meines ganzen Lebens!"

„Ich rechne darauf," sprach der König mit jenem majestätischen Ausdrucke, den er in gewissen großen Augenblicken anzunehmen wußte, „und nun vergessen Wir alles Vergangene, verachten Wir die erbärmlichen Intriguen Meiner Mutter, Meines Bruders und der Königin und beschäftigen Wir Uns nur noch mit dem Ruhme Unserer Waffen und der Größe Frankreichs!"

XVI.

In welchem der Cardinal die Rechnung des Königs ordnet.

Am andern Tage um zwei Uhr Nachmittags saß der König im Arbeitscabinet des Cardinals, den Stock zwischen seinen Beinen und den großen Hut mit der schwarzen Feder auf den Stock gestülpt, die Augenbrauen etwas weniger zusammengezogen und das Gesicht etwas heiterer als gewöhnlich, und sah dem Cardinal zu, der an seinem Schreibtische arbeitete.

Das Arbeitscabinet war dasselbe in dem Hause des Cardinals auf der Place Royale, in welchem wir den König während der drei Tage seiner Selbstregierung so schlimme Stunden verleben sahen.

Nachdem der Cardinal lange geschrieben hatte, blickte er nach dem Könige.

„Sire, ich habe nach Spanien, Mantua, Venedig und Rom geschrieben und Ew. Majestät die Briefe gezeigt, welche Ihr zu billigen geruhtet. Jetzt habe ich einen Brief an Euren Vetter, den König von Schweden, vollendet. Diese Antwort war schwerer abzufassen, als die anderen. Se. Majestät, der König Gustav Adolf, weiß, da er weit entfernt von uns ist, die Persönlichkeiten nicht zu schätzen, während er die Ereignisse sehr richtig beurtheilt, und sich an den allgemeinen Eindruck, den dieselben machen, nicht im mindesten kehrt."

„Leset, leset, Herr Cardinal," sagte Ludwig XIII. „Ich weiß genau, was der Brief Meines lieben Vetters Gustav Adolf enthielt."

Der Cardinal las:

„Sire!

„Die Vertraulichkeit, mit welcher Ew. Majestät an mich schreiben, ist eine unendliche Ehre für mich; gleichwohl würde mir dieser Ton gegenüber Ew. Majestät schlecht anstehen, und wäre eine Außerachtlassung der Demuth, welche die geringe Meinung, die ich von mir habe, und der Titel eines Kirchenfürsten, mit dem Ew. Majestät mich beehren, mir zur Pflicht machen.

„Nein, Sire, ich bin weder ein großer Mann, noch ein Mann von Genie. Ich bin aber, wie Ihr ebenfalls anzuerkennen beliebt, ein ehrlicher Mann. Und deshalb schätzt mich mein König, da er nur aus sich selbst bei Fragen zu schöpfen braucht, bei denen die Größe und das Genie eines Menschen in Betracht kommen. Ich werde daher nach Eurem Wunsche unmittelbar mit Euch verhandeln, Sire, aber nur in der Eigenschaft als Minister meines Königs.

„Ja, Sire, ich bin meines Königs sicher, heute sicherer, als jemals; denn eben erst hat er mir, indem er mich gegen den Willen der Königin Maria von Medicis, seiner Mutter, der Königin Anna, seiner Gemalin, des Herzogs von Orleans, seines Bruders, an der Spitze der Staatsgeschäfte beließ, den Beweis gegeben, daß, wenn auch sein Herz manchmal der kindlichen Liebe, der brüderlichen Freundschaft, der ehelichen Zärtlichkeit weicht, welche Gefühle den Stolz und das Glück der übrigen Menschen ausmachen, und welche Gott in das Herz eines Jeden gelegt hat, er doch, wenn es das Interesse des Staates verlangt, diese edlen Regungen seiner Seele zu unterdrücken vermag, denen ja leider nicht selten die Könige widerstehen müssen, wollen sie die höchste Herrschertugend erreichen," welche darin besteht, das Wohl der Unterthanen und des Staates selbst den Naturgesetzen unterzuordnen.

„Einer der großen Uebelstände des Königthums ist es, Sire, daß Gott seine Vertreter auf Erden so hoch gestellt hat,

daß die Könige, da sie keine Freunde haben können, gezwungen sind, Günstlinge zu haben. Weit entfernt jedoch, sich von seinen Günstlingen beeinflussen zu lassen, hatte mein Gebieter, dem man den schönen Beinamen „der Gerechte" gegeben hat, die Kraft, sie selbst der richterlichen Strafe zu überliefern — Herr von Chalais ist ein Beweis dafür — sobald sie anfingen, dem Interesse des Staates verderblich zu werden. Mein König hat zugleich einen zu scharfen Blick und eine zu feste Hand, um zu gestatten, daß eine Intrigue, sei sie auch noch so geschickt eingefädelt, und seien Diejenigen, welche sie einfädelten, noch so hochgestellte Personen, so weit gedeihe, daß sie einen Mann stürze, der seinen Geist seinem Könige und sein Herz Frankreich geweiht hat. Vielleicht werde ich eines Tages von meiner Stellung herabsteigen, aber ich werde niemals von derselben gestürzt werden.

„Ja, Sire, — und mein König, dem ich diesen Brief zeige, da ich vor ihm kein Geheimniß habe, ermächtigt mich, es Euch zu sagen — ja, Sire, ich bin sicher, wenn es andere Gott gefällt (der mich in einem Augenblicke, wo ich es am wenigsten vermuthe, aus dieser Welt abrufen kann), noch drei Jahre in meiner Stellung zu verbleiben und in meinem, wie im Namen des Königs die Verpflichtungen zu erfüllen, die ich Euch gegenüber auf Befehl des Königs eingehe.

„Was den Wunsch Ew. Majestät anbelangt, Euch meinen Freund Gustav zu nennen, so kenne ich im Alterthume, wie in der Neuzeit, nur fünf Personen: Alexander, Cäsar, Carl den Großen, Philipp, August und Heinrich IV., welche sich Euch gegenüber ohne Ueberhebung diese Vertraulichkeit hätten erlauben dürfen. Was mich betrifft, so darf ich mich nur den ergebensten und gehorsamsten Diener Ew. Majestät zu nennen wagen.

„Armand Cardinal Richelieu."

„N. S. Wie es Ew. Majestät wünschen und es mein König befohlen hat, wird der Herr Baron von Charnassé

Euch diesen Brief überreichen und die Angelegenheit der protestantischen Liga, bezüglich deren er im Besitze aller Vollmachten ist, mit Ew. Majestät festsetzen und ordnen."

Während der Cardinal diesen langen Brief las, welcher eine Apologie des von Gustav Adolf in freimüthiger Weise angegriffenen Königs war, nickte Ludwig XIII. bei jedem Absatze zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe. Als aber der Cardinal zu Ende war, fragte er ihn:

„Glauben Ew. Eminenz, daß dieses Bündniß mit einem Ketzer meinem Seelenheile nicht schaden wird?"

„Da ich es bin, der dazu gerathen hat, Sire, fällt selbstverständlich die Sünde, wenn anders eine darin liegt, auf mein Haupt."

„Unsere Arbeit wäre also zu Ende?"

„Noch nicht ganz, Sire, und ich bitte, mir noch einige Minuten zu schenken, damit wir über die Verpflichtungen, die Ew. Majestät eingangen sind, und die Versprechungen, die Ihr gemacht habt, reden."

„Wollt Ihr von den Summen sprechen, welche meine Mutter, meine Frau und mein Bruder von mir verlangt haben?"

„Ja, Sire!"

„Verräther, Betrüger, Ungetreue! Ihr, der Ihr so gern Sparsamkeit prediget, wollt mir doch nicht etwa den Rath geben, die Untreue, die Lüge und den Verrath zu belohnen?"

„Nein, Sire, aber ich will Ew. Majestät sagen: Ein königliches Wort ist heilig; einmal gegeben, muß es auch gehalten werden. Ew. Majestät haben Eurem Bruder 50,000 Thaler versprochen —"

„Wenn er General-Lieutenant des Feldzuges sein würde; da er es nun aber nicht ist —"

„Ein Grund mehr, ihm eine Entschädigung zu geben."

„Ein Elender, der gethan, als ob er die Prinzeß Ma-

rie liebte, einzig und allein in der Absicht, uns in Verlegenheiten aller Art zu stürzen."

„Denen wir nun, wie ich hoffe, entgangen sind, da er ja selbst erklärt hat, auf diese Liebe verzichten zu wollen."

„Ja, indem er auf seine Entsagung einen Preis setzte."

„Fünfzigtausend Thaler!"

„Es ist viel Geld, ich weiß das; aber ein König hat nur ein Wort."

„Er wird nichtsdestoweniger mit seiner Beute sich sogleich nach Creta zu dem Könige Minos flüchten, wie er Carl IV. nennt."

„Desto besser, Sire; denn wird das Geld gut angelegt sein, und wir werden für 50,000 Thaler Lothringen erobern."

„Und Ihr glaubt, daß Kaiser Ferdinand das zugeben wird?"

„Bah! Wozu hätten wir denn Gustav Adolf?"

Der König überlegte einen Augenblick.

„Ihr seid ein kühner Schachspieler, Cardinal," sagte er dann; „Mein Bruder soll die 50,000 Thaler haben. Was aber Meine Mutter anbelangt, so möge sie auf die 60,000 Livres, welche Ich ihr in der ersten Aufwallung versprach, nicht rechnen."

„Sire, Ihre Majestät, die Königin-Mutter, braucht dieses Geld schon lange, da sie von mir 100,000 Livres begehrte, und ich ihr zu meinem großen Bedauern nur 50,000 geben konnte. Jetzt sind wir aber reichlich mit Geld versehen, während die Cassen damals fast leer waren."

„Cardinal, Ihr vergeßt also, was Ihr Mir gestern von Meiner Mutter gesagt habt?"

„Habe ich gesagt, daß sie nicht Eure Mutter sei, Sire?"

„Nein, zu Meinem und zu Frankreichs Unglück ist sie es."

„Sire, Ihr habt der Königin-Mutter eine Anweisung auf 60,000 Livres gegeben."

„Ich habe blos versprochen und nichts unterzeichnet."

„Ein königliches Versprechen ist viel heiliger, als ein Schriftstück."

„Dann werdet Ihr das Geld geben, und nicht Ich; vielleicht wird sie dann einige Erkenntlichkeit haben und Uns in Ruhe lassen."

„Sire, die Königin-Mutter wird uns niemals in Ruhe lassen; der zerstörende Geist der Medicis wohnt in ihr, und sie wird den Rest ihres Lebens damit verbringen, zwei Dinge zu bedauern, die sie nicht wiedererlangen kann: ihre Jugend und ihre alleinige Macht."

„Ich füge Mich. Aber wie ist's mit der Königin, welche sich ihre Perlenschnur von Emery bezahlen ließ, und das Geld nochmals von Mir verlangte?"

„Das beweist nur Eines, Sire; wenn die Königin zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, so ist sie gewiß in ihren Geldmitteln sehr beschränkt. Es ist weder schicklich noch natürlich, daß, wenn der König die Schlüssel zu einer Casse besitzt, in der sich mehr als vier Millionen befinden, die Königin genöthigt sei, von einem Privatmanne 20.000 Livres zu entlehnen. Ew. Majestät werden, wie ich hoffe, der Königin 50,000 statt 30,000 Livres geben, unter der Bedingung, daß sie Herrn von Emery bezahlt. Die Krone Frankreichs ist von reinem Gold, Sire, und muß ebenso strahlend auf der Stirn der Königin, wie auf dem Haupte des Königs, glänzen."

Der König erhob sich, ging auf den Cardinal zu und reichte ihm die Hand.

„Ihr seid nicht allein ein großer Minister und guter Rathgeber," sagte er, „sondern auch ein großmüthiger Feind. Ich bevollmächtige Euch, die verschiedenen Summen auszuzahlen, die Wir soeben festgesetzt haben."

„Der König hat die Summen versprochen, es ist an ihm, sein Versprechen einzulösen. Ich bitte Ew. Majestät, die Anweisungen zu unterzeichnen, welche, sobald die betreffenden Personen sie vorweisen, sofort ausgezahlt werden; es will mir jedoch scheinen, als hätten Ew. Majestät eine der bewilligten Gnadengaben vergessen."

„Welche?"

„Wenn ich nicht irre, haben Ew. Majestät in Eurer Großmuth Eurem Narren L'Angely dieselbe Summe wie Eurem Günstlinge Baradas bewilligt."

Der König erröthete.

„L'Angely hat abgelehnt," sagte er.

„Ein Grund mehr, Sire, das Versprechen zu halten. L'Angely hat das Geld deshalb zurückgewiesen, damit die Leute, welche davon hören, ihn für einen wahren und vollständigen Narren halten und sich nicht um seine Stelle bewerben. Indeß haben Eure Majestät in Eurer Umgebung nur zwei wahre Freunde: Euren Narren und mich. Möchtet Ihr dafür gegen den Einen nicht undankbar sein, nachdem Ihr den Andern so überreich belohnt habt."

„Sei es, Herr Cardinal; Ihr sollt auch hierin Recht haben. Aber da ist noch ein kleiner Bösewicht, der meinen ganzen Zorn verdient hat; und der soll —"

„Eure Majestät dürfen nicht vergessen, daß dieser kleine Bösewicht drei Monate lang Euer Günstling war, und daß ein König von Frankreich wohl monatlich 10,000 Livres an einen Menschen geben darf, den er seiner Vertraulichkeit würdigt."

„Aber er hat das Geld einem Mädchen wie Marion de Lorme angeboten!"

„Das ist eine sehr nützliche Person, Sire, denn sie war es, welche mir meinen Sturz voraus verkündete und mich dadurch in den Stand setzte, ihn mit Fassung zu erwarten. — Gebet Herrn von Baradas eine Compagnie, und

er möge dann zeigen, daß er Euer treuer Diener bleib
wie Ihr ihm ein gnädiger Herr und Gebieter geblieben seid.

Der König überlegte.

„Herr Cardinal," sagte er nach einiger Zeit, „wa
haltet Ihr von Baradas' Gefährten, St. Simon?"

„Sire, er ist mir sehr durch eine Person empfohle
der ich Dank schuldig bin, und ich halte ihn für vollkomm
geeignet, die Stelle einzunehmen, welche durch die Undan
barkeit des Herrn von Baradas erledigt wird."

„Ueberdies bläst er wunderschön das Waldhorn," sag
Ludwig XIII. „Es freut Mich, daß Ihr ihn Mir empfe
let, Herr Cardinal, Ich werde sehen, was Ich für ihn th
kann. — Wie steht es aber mit dem Staatsrathe?"

„Geruhen Eure Majestät, ihn für morgen Mittag
den Louvre berufen zu lassen; ich werde meinen Plan zu de
Feldzuge vorlegen, und wir werden trachten, zu der Ueber
schreitung von Flüssen andere Mittel ausfindig zu mache
als die Finger Seiner königlichen Hoheit, des Herzogs vo
Orleans."

Der König blickte den Cardinal mit jenem Erstaun
an, welches er stets empfand, wenn er den Cardinal Rich
lieu von Dingen unterrichtet sah, die ihm hätten verborg
bleiben sollen.

„Mein lieber Cardinal," sagte er lächelnd, „Ihr ha
zuverlässig einen Dämon in Eurem Dienst, wenn Ihr nic
etwa — wie ich schon oft gedacht habe, — selbst eine A
Dämon seid."

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.